

# Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



 UNSER  
DANZIG

73. Jahrgang Heft 3 Herbst 2021 € 9 (D) 35 zł (PL)



**Westpreußen-FOKUS**

Das Kaiserreich und der deutsche Osten

**WELT UND BILDER IM WANDEL**

Der Fotograf Timm Rautert

# AUS DEM INHALT

## VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

## PANORAMA

- 6 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg, Marienwerder, Strasburg und Thorn

## 10 Westpreußen-FOKUS

DAS KAISERREICH UND DER DEUTSCHE OSTEN

## AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 22 Aufgeräumte Erinnerungen – Die STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG präsentiert die Dauerausstellung ihres Dokumentationszentrums
- 25 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN
- 27 Eine Geschichte der Haffuferbahn

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 28 Die Hand aus dem Jenseits. Der Fotograf und Bildanalytiker Timm Rautert wird 80 Jahre alt
- 34 Jopenbier – das Bier, das Danzig einst berühmt machte
- 36 Die Hl. Leichnam-Kirche in Elbing. Zur vielgestaltigen Geschichte eines Elbinger Gotteshauses
- 39 Die Sehnsucht nach der Dobrinka blieb. Zum 25. Todestag von A. E. Johann
- 41 IN DEN BLICK GENOMMEN  
*Die Unschärfe der Welt* von Iris Wolff sowie *Schatten der Welt* von Andreas Izquierdo

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 44 Zwischen regionaler und nationaler Identität – Eine Untersuchung zu deutschen Volksgruppen in Oberschlesien
- 45 „Gewaltsamer Heimatverlust war und ist ein schweres Verbrechen“ – Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung
- 45 Lektüre-Empfehlung zur polnischen Innenpolitik während der Corona-Krise

## RUBRIKEN

Der Westpreußen-Kalender 2022 (5)

Neuerscheinungen (46)

Impressum / Autorinnen und Autoren (47)

Zum guten Schluss (48)

**TITELBILD** Blick auf die Thorner Wilhelmstadt (Przedmieście św. Katarzyny) und die 2013 fertiggestellte Generał-Elżbieta-Zawacka-Brücke  
FOTO: EWG3D / ISTOCKPHOTO

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

Frühjahr 2021: heft-1-2021-adn

Sommer 2021: heft-2-2021-epi

Herbst 2021: heft-3-2021-tra

8



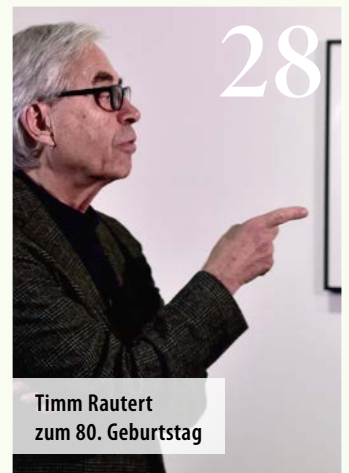
Der neue alte Bahnhof von Marienwerder

22



Die SFVV eröffnet ihre Dauerausstellung

28



Timm Rautert zum 80. Geburtstag

34



Ein einzigartiger Trunk aus Danzig

36



Transformationen eines Gotteshauses: Die Hl. Leichnam-Kirche in Elbing

39



Ein Leben lang auf Großer Fahrt: A. E. Johann aus Pr. Friedland

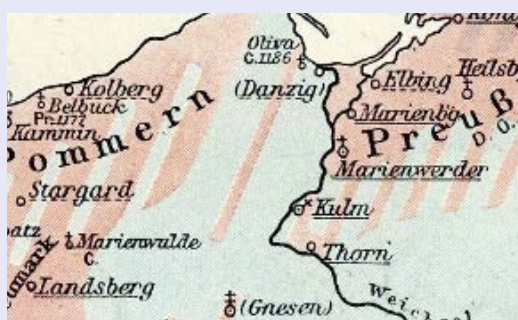
# Westpreußen-FOKUS

# vorab



## 10

Der Fokus richtet sich diesmal auf Konsequenzen, die die Reichsgründung im deutschen Osten gezeitigt hat. Bettina Schlüters Beitrag **Die Idee der Reichseinheit und die Ideologie der Ausgrenzung** führt in diesen Kontext ein.



## 13

Richtet sich im Kaiserreich **Der koloniale Blick nach Osten** – und nicht nur nach Übersee? Bilden die ostdeutschen Provinzen somit Kapitel **einer anderen deutschen Kolonialgeschichte**? Diesen Fragen geht Christoph Kienemann nach.

## 16

An zwei exemplarischen Texten der in Danzig geborenen **Käthe Schirmacher** veranschaulicht die DW-Redaktion die in deren Biographie spannungsvoll verknüpften Kräfte von **emanzipatorischem Engagement und deutsch-nationaler Agitation**.



FOTO AUS DEM JAHRE 1902 (SCHIRMACHER-PROJEKT UNIVERSITÄT WIEN)



## 19

Im Blick auf **Westpreußen im Kaiserreich** lässt Jürgen W. Schmidt aus seiner Schilderung von Fakten, Ängsten und Ausgrenzungen plausibel werden, **warum das gegenseitige Misstrauen zwischen Deutschen und Polen immer größer wurde**.

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,*

häufig haben wir in den letzten Jahren „Zeitschnitte“ gelegt und herausragende Persönlichkeiten gewürdigt, die aus dem Land an der unteren Weichsel stammen. In aller Regel handelte es sich dann um Artikel des Erinnerns und Gedenkens. In dieser Ausgabe hingegen können wir die seltene Chance nutzen, einem noch in Westpreußen – genauer: im „Reichsgau“ – geborenen namhaften Künstler, der sich in die Geschichte der deutschen Nachkriegsfotografie eingeschrieben hat und bis heute mit bedeutenden Arbeiten hervortritt, zu seinem 80. Geburtstag zu gratulieren.

Timm Rautert ist im Kulturleben der letzten Jahrzehnte zu einem festen Begriff geworden, und seine Rückbindung an Westpreußen wurde einer breiteren Öffentlichkeit erkennbar, als das KUNSTFORUM OSTDEUTSCHE GALERIE in Regensburg 2008 eine große Ausstellung seiner Werke veranstaltete. Dadurch inspiriert, wollten wir uns jetzt als *Westpreußen-Redaktion* ebenfalls den vielen Gratulanten anschließen – und sind nun sehr dankbar, dass Timm Rautert bereit gewesen ist, dieses Bemühen zu unterstützen und uns den Abdruck der erbetenen Fotografien zu erlauben. So dürfen wir nun diese faszinierenden Aufnahmen veröffentlichen und Ihnen zur intensiven Betrachtung anempfehlen.

Über diesen Beitrag hinaus möchten wir Sie auf die Rubrik **AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN** aufmerksam machen, die deutliche Spuren der – hoffentlich nicht verfrühten – optimistischen Erwartung trägt, dass endlich die Post-Covid-19-Zeit anbräche. Die regelmäßige **EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN**, die zuvor ausfallen musste oder nur virtuelle Präsentationen nennen konnte, ist wieder attraktiv besetzt. Zudem können wir diesmal über die erst jüngst eröffnete Dauerausstellung der **STIFTUNG FLUCHT VERTREIBUNG VERSÖHNUNG (SFVV)** berichten, die den vielen Gründen, Berlin zu besuchen, einen weiteren hinzufügt – und vor allem auch eine rege Diskussion über das museologische Konzept und die konkrete Umsetzung auslösen wird.

Nicht zuletzt hoffen wir, dass auch der diesmalige **FOKUS** sowie alle anderen Artikel Ihr Interesse finden und Sie zu einer abwechslungsreichen Lektüre anregen. In diesem Sinne bleiben wir mit guten Wünschen und

mit herzlichen Grüßen

*Ihre DW-Redaktion*

# AUF EIN WORT



Von Lucas Koppohl  
und Tilman A. Fischer

## Erinnerungskultur ist Demokratieförderung

**I**dentitätspolitik ist heute in aller Munde. Die Deutungshoheit über dieses Thema ist wohl Gegenstand der schärfsten Debatten des Jahres 2021. Seien es Geschlechterfragen, koloniale Überbleibsel oder die Verortung unseres nationalen Selbstverständnisses – von rechts wie links ein Minenfeld. Es zeigt sich: Debatten tun not. Die Schärfe des aktuellen „Diskurses“ zeigt hingegen, wie groß die Ängste verschiedener Teile der Gesellschaft vor der künftigen Gestalt unseres Landes und seiner künftigen Legitimationsbezüge sind. Denn nicht erst seit George Orwells 1984 wissen wir: „Wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit. Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft.“

Unser Land hat also wieder einmal Selbstzweifel. Was lapidar klingt, hat doch einen ernsten Kern. Denn Identitätspolitik kommt eben ohne Erinnerungspolitik nicht aus. Erinnerungskultur hingegen legt fest, welche Werte in unserer Demokratie Konsens sind und welche nicht. Nach Ansicht der Autoren kommen bei erinnerungspolitischen Debatten in Deutschland jedoch jene Kräfte oft zu kurz, die selber über einen reichen Schatz an historischen Erfahrungen verfügen, – oder sie melden sich gleichsam zu wenig zu Wort. Dabei hätten sie viel beizutragen.

Hierbei geht es sowohl um Repräsentanten einer demokratischen Tradition unseres Landes, die durch die Wirren der deutschen Geschichte nicht belastet sind, als auch um solche, die in einer authentischen Weise für eine deutsche Lerngeschichte stehen, die aus eben diesen Wirren Einsichten gewonnen und Konsequenzen gezogen hat. Zu den erstgenannten Akteuren gehört das 1924 von den Parteien der Weimarer Koalition gegründete Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold; zu den zweitgenannten ein Gutteil der – nach der Unheilsgeschichte von Rassenwahn und ethnischen Säuberungen – auf Versöhnung und europäischen Ausgleich orientierten Interessenverbände der deutschen Vertriebenen.

Das Reichsbanner wurde am 22. Februar 1924 auf Betreiben der SPD zusammen mit der liberalen Deutschen Demokratischen Partei und der katholischen Zentrumsparterie gegründet. Schnell entwickelte es sich zu einer Massenorganisation mit mehr als drei Millionen Mitgliedern. Neben fünf Reichskanzlern waren bekannte Mitglieder unter anderem Philip Scheidemann, Otto Wels, Julius Leber, Fritz Bauer, Paul Löbe und Theodor Heuss – aber auch etwa der im westpreußischen Kulm geborene Kurt Schumacher. Das Reichsbanner kann heute für sich reklamieren, stets auf der Seite der Freiheit, der Demokratie und der Republik gestanden zu haben. Dem Kampf gegen Nationalsozialisten, Kommunisten und Monarchisten, die die Republik von Anfang an erbittert bekämpften, fielen etliche seiner Mitglieder zum Opfer – zumal nach der Machtübertragung auf Hitler, gegen den viele der Reichsbannerleute im Untergrund Widerstand leisteten.

Der nach wie vor bestehende Verband vereint auf Grund dieser Vergangenheit wohl wie kaum eine andere politische Organisation in Deutschland Geschichte, Gegenwart und Zukunft in sich. Auf Grund der am eigenen Beispiel erlebten Erfahrungen sowie seiner Demo-

kratie- und Freiheitstraditionen, die über die Weimarer Zeit bis zur 1848er Revolution zurückreichen, kann das Reichsbanner bei drohenden Aushöhlungen der demokratischen Verfassungsordnung heute wohl mit besonderer Glaubhaftigkeit mahnen.

Für diese Verfassungsordnung stehen ebenso glaubwürdig die Organisationen der deutschen Heimatvertriebenen ein. Vor dem Hintergrund der Folgen, die Nationalismus und politischer Extremismus – in die auch Mitglieder aus den eigenen Reihen verstrickt waren – über Europa gebracht hatten, bekannten sie sich 1950 in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen nicht nur zum Verzicht „auf Rache und Vergeltung“, sondern ebenso zur „Schaffung eines geeinten Europas [...], in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können“. Ihr Versprechen, „durch harte, unermüdliche Arbeit“ teilzunehmen „am Wiederaufbau Deutschlands und Europas“, bedeutete zugleich ein Bekenntnis zu einem demokratischen Deutschland, für das die deutschen Heimatvertriebenen – und Spätaussiedler – mit einer wachsenden Zahl an Unterstützern und Interessierten aus ihrem Umfeld bis heute eintreten.

Erinnerungspolitisch legt das Reichsbanner ebenso wie die deutschen Heimatvertriebenen besonderen Wert auf eine Politik, die selbstbewusst auch auf die positiven Teile und Traditionen der deutschen Geschichte aufmerksam macht. Dabei stehen die Revolution von 1848/1849 und die Paulskirche nicht nur für das Fanal des deutschen Parlamentarismus, sondern ebenso für ein Bekenntnis zur nationalen Einheit, das nicht Feindschaft, sondern Solidarisierung mit den Nachbarvölkern – und hier insbesondere dem polnischen Volk – begründete. Hinzu treten die demokratischen Errungenschaften der Weimarer Republik und der vielfältige Widerstand gegen den Nationalsozialismus sowie der Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953. Die Friedliche Revolution und die Wiedervereinigung Deutschlands in einem geeinten Europa, an denen nicht zuletzt Deutsche mit Wurzeln im Osten Europas Anteil nahmen, bilden jüngere Bezugspunkte eines positiven Selbstverständnisses.

Die Gegnerschaft zu politischem und religiösem Extremismus ist das Eine, das positive Bekenntnis zu unserem Land und zu unserer Demokratie ist das Andere. Denn aus den Geschehnissen in Weimar ebenso wie aus den Verwerfungen der Geschichte Deutschlands mit seinen Nachbarn muss die Lehre gezogen werden, dass der demokratische, republikanische deutsche Staat überzeugte Unterstützerinnen und Unterstützer braucht, die diesen Staat nicht nur als notwendiges Übel ansehen, sondern als positiven Wert an sich begreifen. Dies muss stets im Mittelpunkt allen erinnerungspolitischen Bemühens stehen.

**Lucas Koppohl** ist Bundesgeschäftsführer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Bund aktiver Demokraten e. V.

**Tilman A. Fischer** ist Vorstandsbeauftragter der Westpreußischen Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

# MIT ZWÖLF WESTPREUSSEN-MOTIVEN DURCH DAS JAHR 2022



## Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2022 präsentiert die Vielfalt des unteren Weichsellandes :

- 👉 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- 👉 12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmalern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- 👉 zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner – auch in Polen – geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.



Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender nach einer geringfügigen Preiserhöhung ab diesem Jahr **€ 11,80**, im **Format DIN A3** kostet er weiterhin **€ 19,80**. Die Preise verstehen sich jeweils inkl. MwSt., Porto und Verpackung.

### Bestellungen erbitten wir

per Telefon: 02506/3057-50

per E-Mail: [info@westpreussische-gesellschaft.de](mailto:info@westpreussische-gesellschaft.de)

per Post: Westpreussische Gesellschaft  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

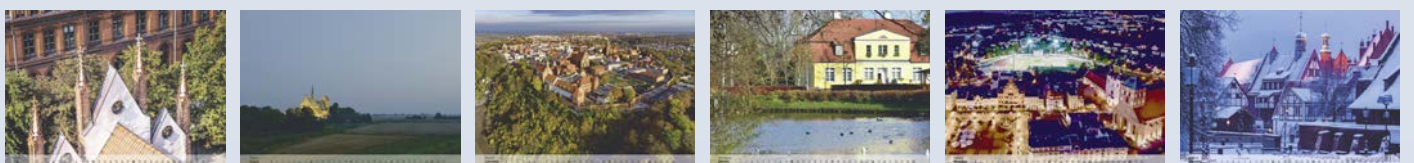
oder über das Internet-Formular:  
[der-westpreusse.de/kalender2022](http://der-westpreusse.de/kalender2022)

Auslieferung  
ab  
10. Oktober



Diejenigen, die den Westpreußen-Kalender 2021 als Leser des *Westpreußen* erhalten und bezahlt haben, brauchen **nicht zu bestellen**, weil wir ihnen wieder ein Exemplar im DIN A4-Format **automatisch zusenden**. – Wenn Sie diesmal allerdings **keine Lieferung** wünschen oder **statt des DIN A4- lieber einen DIN A3-Kalender** erhalten wollen, bitten wir Sie, uns von Ihrer **Um- oder Abbestellung umgehend, spätestens bis zum 30. September**, in Kenntnis zu setzen.

Bei Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewähren wir auf beide Formate **Preisnachlässe** von 10 % (ab 5 Stück) bzw. bei größeren Mengen nach Absprache.



# Notizen aus...

## der Dreistadt

**ZUKUNFTSSICHER** Der Ausbau des Danziger Hafens ist erfolgreich abgeschlossen. Das Wegenetz wurde in einer Länge von 10 km mit der notwendigen Infrastruktur von Rohrleitungen, Entwässerungskanälen und Zufahrten ausgestattet. Das Schienennetz wuchs – vor allem zum Anschluss des Kohle- und des Container-Hafens – um 7 km an. Vom Terminal für flüssige Ladungen aus entstanden zusätzliche Leitungen zu den Raffinerien. Der Leiter des Gesamtprojekts, Maciej Szymański, wies in einer Presseerklärung auf die besonderen logistischen Probleme hin, die aus der Notwendigkeit resultierten, die Arbeiten beim fortwährenden Betrieb der Hafenanlagen zu bewältigen.

**NULLEMISSION** Elektrobusse von MERCEDES werden schon im kommenden Jahr auf den Straßen von Gdingen zu sehen sein. Der Kaufvertrag ist bereits unterzeichnet. Die 24 Elektrobusse, die zunächst in Betrieb genommen werden, liefert der polnische Zweig von EvoBus, der größten europäischen Daimler-Tochter. Die Fahrzeuge entsprechen dem aktuellen Stand der Technik und bieten neben einer Klimaanlage auch hochwirksame Luftfilter. Sie sind zudem behindertengerecht und haben einen Defibrillator an Bord. – In Danzig hat sich ebenfalls schon



QUELLE: EVOBUS POLSKA

eine vergleichbare „elektrische Revolution“ ereignet. Für die Zukunft ist hier die vollständige Elektrifizierung des gesamten ÖPNV in Planung, wobei die Finanzierung allerdings noch nicht abschließend geklärt werden konnte.

**MEHR ZWEIRÄDER** Die Anzahl der Radfahrer in Danzig hat im Jahre 2020 trotz oder gerade wegen der Covid-19-Pandemie deutlich zugenommen. Zu dieser Entwicklung hat gewiss der Ausbau des immer umfangreicheren Netzes von Fahrradwegen beigetragen. Die beliebtesten Routen führen entlang der Küste der Danziger Bucht von Neufahrwasser bis nach Zoppot sowie entlang der Hauptverkehrsader, die die beiden Orte miteinander verbindet, von Danzig nach Oliva. Zu den Favoriten gehören schließlich auch noch die Radwege auf der Insel Bohnsack. – Einen großen Erfolg hat auch die im letzten Herbst durchgeführte Kampagne „Mit dem Fahrrad zur

Arbeit“ erzielt, die sich in einer deutlich geringeren Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs niedergeschlagen hat.

**LEBENSLÄNGLICH** Das Danziger Berufungsgericht musste sich mit einer Untat befassen, die bereits im Jahre 2014 begangen worden war. Michał S. und Krzysztof M., die inzwischen 36 bzw. 45 Jahre alt sind, haben damals den bekannten Geschäftsmann

Zbigniew O. aus dem niederen Beweggrund der Habgier auf eine entsetzliche Weise umgebracht, indem sie ihn verletzt und bei lebendigem Leibe begraben haben. Als das Opfer von seiner Familie als vermisst gemeldet worden war, befand sich Michał S. wegen eines anderen Vergehens im Gewahrsam der Verfolgungsbehörden, geriet nun auch wegen dieser Tat in Verdacht – und führte die Ermittler, nachdem viele Monate vergangen waren, zu der Stelle, an der der Ermordete dann in eineinhalb Meter Tiefe aufgefunden wurde. Während zwei der Mittäterschaft Angeklagte in diesem Verfahren freigesprochen wurden, bestätigte das Gericht angesichts der eindeutigen Beweislage und der Ungeheuerlichkeit dieses Verbrechens für die beiden Hauptbeschuldigten das Urteil der Vorinstanz auf eine lebenslange Freiheitsstrafe.

Peter Neumann

## Elbing

**GARTEN DES GEDENKENS** Auf einem Geländestreifen des Elbinger Museums ist ein – auch gärtnerisch gestaltetes – Lapidarium entstanden. Es vereinigt Grabsteine von verschiedenen Elbinger Friedhöfen, die nach 1945 geschlossen und allermeist zerstört wurden. Hier hat nun auch das Grabdenkmal des Orgelbaumeisters Eduard Wittek einen würdigen Platz gefunden. Es befand sich ursprünglich auf dem Gottesacker von St. Marien und war im letzten Jahr

per Zufall bei Bauarbeiten entdeckt worden. Der kleine Garten wurde überdies dem Andenken an die im Juni dieses Jahres verstorbene Kunsthistorikerin Wiesława Rynkiewicz-Domino gewidmet, die am Archäologisch-Historischen Museum gearbeitet und in dieser Zeitung einen umfangreichen Beitrag über dessen jetzige Heimstatt, das traditionsreiche Elbinger Gymnasiumgebäude, veröffentlicht hat (DW 6/2019).

Bartosz Skop



Das neue Lapidarium an der Mauer des Elbinger Museums



Das Grabdenkmal für Eduard Wittek und die Widmung des kleinen Gartens an Wiesława Rynkiewicz-Domino

FOTOS: BARTOSZ SKOP

# Marienburg

## ERINNERUNG AN FERDINAND SCHULZ



QUELLE: WIATKULTURY.BLOGSPOT.COM

Der 1892 in Pissau, Kr. Rößel, geborene Flugzeugkonstrukteur, Flugsportler, Segelflieger und Segelfluglehrer Ferdinand Schulz, der „Ikarus von Ostpreußen“, stellte in den 1920er Jahren eine Reihe von Höhen- und Dauerflug-Rekorden auf, war 1927 Inhaber sämtlicher Segelflug-Weltrekorde und ist der Nachwelt nicht zuletzt dadurch in Erinnerung geblieben, dass er bei einer Kunstflug-Demonstration 1929 gemeinsam mit seinem Kopiloten Bruno Kaiser über dem Marktplatz von Stuhm abstürzte und dabei zu Tode kam. – 1927 war Schulz zum technischen und sportlichen Leiter des in Marienburg beheimateten WESTPREUSSISCHEN VEREINS FÜR LUFTFAHRT berufen worden. Deshalb lag es nahe, dass die Ausstellung FERDINAND SCHULZ UND DER SEGELFLUG IM FRÜHEREN OST- UND WESTPREUSSEN nun vom 17. Juni bis zum 31. Juli in dieser Stadt, und zwar in der *Galeria Nova* des städtischen Kultur- und Bildungszentrum im Jerusalem-Hospital, gezeigt worden ist: Auf 43 Tafeln wurden Fotos, Gemälde und Dokumente aus den 1920er und auch 1930er Jahren präsentiert, und eine attraktive Ergänzung bildete ein Modell der von Ferdinand Schulz entwickelten *F. S. 3*, der berühmten „Besenstielkiste“, das vom *Deutschen Segelflugmuseum* nach den Original-Plänen im Maßstab 1:2 gefertigt worden ist. – Die Wanderausstellung ist aus einer Kooperation des Ostpreußischen Landesmuseums mit mehreren polnischen Partnern entstanden und soll eine noch umfangreichere Schau sowie eine Buchpublikation vorbereiten, die beide zu Schulz' 130. Geburtstag im kommenden Jahr geplant sind.



**Blick auf das Modell der F. S. 3 während der Ausstellungsöffnung am 17. Juni**



FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI

**Der gegenwärtige Zustand des Parks**



**Übersicht über die Lage und Größe des Geländes. Das Gebäude des Jerusalem-Hospitals lässt sich links unten leicht an den roten Dachpfannen erkennen, mit denen es eingedeckt ist.**

**DIE HOFFUNG BLEIBT** Schon im letzten Jahr war eine Neugestaltung der Grünfläche bzw. des ehemaligen Friedhofs am Jerusalem-Hospital geplant worden, die bei den Bürgern ein äußerst positives Echo gefunden hatte: Das Terrain soll durch das Anlegen von Wegen sowie die Installation von Leuchten und Überwachungskameras erschlossen und gestaltet werden. Zudem sind Bänke, Sitzcken, Fahrradständer und Müllbehälter sowie ein kleiner Spielplatz mit Schaukeln, Wippen, einem Karussell und einem Sandkasten vorgesehen; und nicht zuletzt ist mit Trimm-Dich-Geräten und einem Twister auch an die Aktivierung von Jugendlichen und Erwachsenen gedacht worden. Überdies soll der Park noch ein Lapidarium von erhaltenen Grabsteinen des ehemaligen Friedhofs umfassen.

Diese Pläne ließen sich im vergangenen Jahr aber nicht realisieren, weil die Gelder, die die Stadt für diese Maßnahme in ihren Haushalt eingestellt hatte, nicht einmal der Hälfte der Kosten von 1,6 Mio. Złoty entsprachen, auf die der günstigste Anbieter in seiner Kalkulation gekommen war. In den nächsten Wochen soll, wie die Stadtverwaltung verlautbart hat, die Ausschreibung nochmals wiederholt werden – sofern möglicherweise noch ergänzende Mittel vom Marschall der Woiwodschaft eingeworben werden können. So bleibt es für die Bürger fraglich, ob dieses neue Verfahren tatsächlich zu einem besseren Ergebnis zu führen vermag. *Marek Dziezic*



**Das Haus in der Mickiewicz-Straße (früher Goldener Ring) 70**



**Rückwärtiges Treppenhaus des Gebäudes in der Sienkiewicz-Straße**



**Dort angebrachte Hinweistafel zum Förderprogramm**



**Das Haus in der Sienkiewicz-Straße (früher Am Mühlengraben) 44**

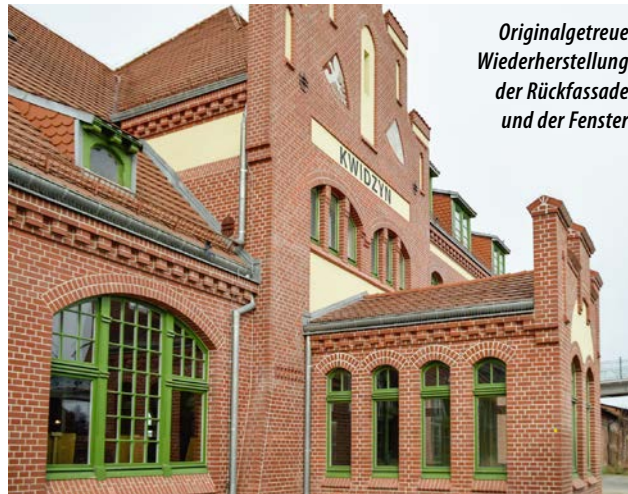
FOTOS: TOMASZ SUŁKOWSKI

**IN NEUEM GLANZ** Zwei kommunal verwaltete Wohnhäuser sind im Rahmen des von der EU mit geförderten Programms, das der Revitalisierung der historischen Altstadt gewidmet ist, aufwändig saniert und renoviert worden. Dies betrifft neben Dämm-

Maßnahmen sowohl die Außenfassaden als auch die Treppenaufgänge. Auf diese Weise wird Stück für Stück die alte Bausubstanz der Stadt erhalten und im besten Sinne ansehnlich gemacht. Die Gesamtkosten beider Investitionen beliefen sich auf über 600.000 Złoty.

## Marienwerder

Die nun barrierefrei zu erreichenden Bahnsteige



Originalgetreue Wiederherstellung der Rückfassade und der Fenster

**3/4** Detaillierte Rekonstruktionen der früheren Beschriftungen und Dekorelemente

**5** Ursprüngliche Wandmalerei mit den Namen und Wappen der Zielbahnhöfe Marienburg und Culmsee

**6** Das Bahnhofsgebäude bildet einen weiteren Standort der Stadt- und Kreis-Bibliothek Marienwerder.



**15 MINUTEN SCHNELLER** Die aufwändigen Arbeiten am Bahnhof der Stadt sind erfolgreich abgeschlossen worden, und auch die Modernisierung der Eisenbahnlinie Nr. 207 ist weit vorangeschritten. Schon im Juni ist der Zugverkehr auf dem Abschnitt von Marienburg bis Marienwerder in Betrieb genommen worden, und ab Ende Dezember soll die Weiterfahrt bis Garnsee wieder möglich sein. Erneuert wurden zudem die Haltestellen von Braunsvalde (Gościszewo), Stuhmsdorf (Sztumska Wies), Rehdorf (Ryjewo) und Rachelsdorf (Brachlewo), die bequeme Zugangsrampen sowie Bänke, Wartehäuschen, eine LED-Beleuchtung und elektronische Informationstafeln erhalten haben. Inzwischen haben auch schon die Arbeiten am Gebäude und am Gleissystem des Bahnhofs von Stuhm Fortschritte gemacht. Die Strecke wird in Zukunft mit höheren Geschwindigkeiten befahren werden. Statt der bislang zugelassenen 60 bis 80 werden dann im Frachtverkehr 100 und im Personenverkehr bis zu 120 km/h möglich sein. Die Kosten für die Erneuerung der Strecke von Marienburg bis an die Woiwodschafsgrenze belaufen sich auf 212 Mio. Złoty, von denen fast 85 % aus EU-Mitteln stammen. – Im März erhielt die MULTICONSULT POLSKA von der Bahngesellschaft PKP POLSKIE LINIE KOLEJOWE S.A. zudem den – mit einem Volumen von 4,33 Mio. Złoty dotierten – Auftrag, bis zum zweiten Quartal 2023 ein Planungskonzept für die Renovierung der Bahnlinie 207 von der Woiwodschafsgrenze bis zum Bahnhof Graudenz zu entwickeln. Die dafür entstehenden Kosten werden zum größten Teil aus Mitteln der Woiwodschaf Kujawien-Pommern bestritten. Die Umsetzung dieses Vorhabens ist bereits in der PKP-Haushaltsplanung der Jahre von 2021 bis 2027 berücksichtigt. Nach der Fertigstellung der gesamten Strecke von Marienburg nach Graudenz wird sich die Fahrzeit um immerhin 15 Minuten verkürzen.

Marek Dziedzic

## Strasburg



**BEREITS VOR EINIGEN WOCHEN** haben die Renovierungsarbeiten an der Pfarrkirche St. Katharina begonnen. In diesem prachtvoll ausgestatteten Gotteshaus, das auf das späte 13. Jahrhundert zurückgeht, blieben beachtenswerte sakrale Kunstwerke wie etwa zwölf Apostelfiguren und das Kreuzifix aus der Gotik oder barocke Altäre bewahrt. Nun gilt es, das schützende Dach des Presbyteriums von Grund auf zu sanieren. Nach der Instandsetzung

des Dachstuhls konnte mit der Erneuerung der Dachziegel begonnen werden. Allein der stattliche Betrag von 560.000 Złoty musste für diese Maßnahmen veranschlagt werden, wobei der Eigenanteil der Kirche 152.000 Złoty beträgt. Weitere Kosten müssen darüber hinaus für die notwendigen Erdarbeiten am Presbyteriumsgebäude und für die Konservierung des Mauerwerks eingeplant werden.

Rafał Grosch



## Thorn

**AUFWÄNDIGE ERNEUERUNG** Anfang Juli besuchte Piotr Całbecki, der Marschall der Woiwodschaft, Ciechocinek (Hermannsbad) bei Thorn, um dort den Fortschritt der Ende März 2020 begonnenen Modernisierungs- und Ausbaurbeiten an den berühmten Gradierwerken zu inspizieren. Diese sind für die Stadt von erheblicher Bedeutung, denn sie bilden für die Kurgäste und Touristen ganz besondere Attraktionen. Die ersten beiden Anlagen wurden in den Jahren von 1824 bis 1828 nach dem Entwurf von Professor Jakub Graff von der Bergbauakademie in Kielce gebaut. Die dritte entstand im Jahre 1859. Sie dienen anfänglich zur wirtschaftlichen Exploration der unterirdischen Salinen. Da sich physikalische Medizin- und Therapie-Ansätze während des 19. Jahrhunderts immer stärker verbreiteten, wurden die Gradierbauten späterhin vornehmlich für die Behandlung von Lungen- und Atemwegserkrankungen durch Salzlufteinhalation eingesetzt.

Die Kosten der laufenden Maßnahme werden mit 21,6 Mio. Złoty beziffert, von denen 15 Mio. aus regionalen Fördermitteln der Woiwodschaft Kujawien-Pommern stammen. Mit diesen Geldern können zwei der Konstruktionen, von denen jede 15 m hoch und 10 m breit ist und auf 7.000 Eichenpfählen steht, saniert werden. Sämtliche Holzelemente waren zu prüfen und nötigenfalls zu erneuern. Sodann wurde damit begonnen, die mächtigen Anlagen mit Schlehen-Reisigbündeln zu verfüllen, die eigens aus dem ukrainischen Bieszczady-Gebirge herangebracht wurden. Da die Bauarbeiten bislang trotz einiger unvermeidlicher Covid-19-Einschränkungen insgesamt störungsfrei verlaufen sind, sollten sie plangemäß bis Ende dieses Jahres abgeschlossen werden können.

### „FREIHEIT“



Das Luftschiff „Freiheit“ von Katarzyna Łyszka Łyszowska

In den Tagen des „Weichsel-Festivals“ konnten die Besucher der Stadt eine zwischen dem Rathaus und Artushof schwebende – und abends illuminierte – Installation bewundern: ein Luftschiff, das Łyszka, d. h. Dr. Katarzyna Łyszka Łyszowska, geschaffen hat und dem die Künstlerin von der Fakultät der Schönen Künste der Kopernikus-Universität den Namen *Wolność* (Freiheit) gegeben hat. Der Zeppelin hat statt der Gondel ein Herz, und die ge-



Blick aus der Vogelperspektive auf den Flughafen und die Weichsel

QUELLE: WAAC2017.U

**AKROBATEN DER LÜFTE** Vom 29. Juli bis zum 6. August fanden am Thorer Flugplatz die 14. *World Advanced Aerobatic Championship* (WAAC) – die Internationalen Meisterschaften im Kunstflug für Fortgeschrittene – statt, die ursprünglich nach Tschechien vergeben worden waren, aber aufgrund der dort geltenden Corona-Beschränkungen nun in Polen ausgerichtet

wurden. Es nahmen 35 Piloten aus neun europäischen Ländern teil. Am Himmel waren nun mehrere Tage lang Flugzeugtypen wie die EXTRA 330SC, die SUKHOI 31MX oder die AVA432MXS zu beobachten und zu bewundern. Den Einzelwettbewerb entschied Dmitrij Samokhwalov aus Russland für sich, gefolgt von Oliver Bax aus Deutschland und Robin Picard aus Frankreich. Die erstplatzierte Mannschaft kam ebenfalls aus Russland. Thorn war nach der Weltmeisterschaft im Segel-Kunstflug 2017 und der Kunstflug-Europameisterschaft 2019 nun schon zum dritten Mal Ausrichter solch eines internationalen Wettbewerbs.

samte Außenhaut ist mit unterschiedlichsten Zeichnungen bedeckt. Die Ideen zu den Entwürfen gewann Łyszka aus Anregungen, die sie aufgrund eines Aufrufs im Internet von vielen Menschen aus Polen erhielt. Sie alle teilten der Künstlerin mit, was für sie jeweils „Freiheit“ ausmacht, so dass letztlich eine kollektive, generationenübergreifende Vision dieses gesellschaftlichen Leitbegriffs entstanden ist.

Zugleich spielt die Form des Kunstwerks auf die Thorer Geschichte an: Seit 1909 waren hier deutsche Militär-Luftschiffe und Beobachtungsballons stationiert; und im Jahre 1922 besuchte LECH, der erste, in Frankreich erworbene polnische Zeppelin, die Stadt, um hier für die Bildung einer Ballontruppe zu werben. Aus diesem Anlass wird für das nächste Jahr eine Jubiläumsfeier vorbereitet.



Impressionen vom „Fest der Weichsel“ in Thorn

**WEICHSEL-FESTIVAL** Vom 13. bis zum 15. August fand in Leslau (Włocławek) und Thorn schon zum fünften Mal das „Festival der Weichsel“ statt, das die beiden an der Weichsel gelegenen Städte miteinander verbindet. Hier geben sich so viele historische Boote und Schiffe ein Stelldichein wie sonst nirgendwo in Polen; dazu zählte beispielsweise die *NASUTA*, ein mittelalterlicher Frachtkahn, der aufgrund einer Darstellung auf einem zeitgenössischen Gemälde nachgebaut worden

ist. Das vielfältige Veranstaltungsprogramm mit Konzerten, Möglichkeiten zu Schifffahrten, der Einladung zu Flissaken-Tanzabenden oder nicht zuletzt Marktständen von Krämern und Vertretern alter Handwerke oder mit speziellen kulinarischen Angeboten lockten viele Menschen an die Weichsel. Großes Interesse fand auch die Langstreckenregatta von Nieszawa (Nessau) nach Thorn, die zum ersten Male bereits 1936 durchgeführt worden war.

Piotr Olecki



# DIE IDEE DER REICHSEINHEIT UND DIE IDEOLOGIE DER AUSGRENZUNG

## *Leitbegriffe der Kaiserzeit*

Von Bettina Schlüter

Die 150. Wiederkehr der Reichsgründung hat die deutsche Kaiserzeit neuerlich in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit treten lassen. Dabei haben aktuelle historische Studien häufig die Doppelgesichtigkeit dieser Epoche akzentuiert. So hat beispielsweise die in München lehrende Historikerin Hedwig Richter in einer jüngst erschienenen Monografie diesen *Aufbruch in die Moderne* als Phase der (so der Untertitel) „Reform und Massenpolitisierung“ gekennzeichnet und dabei das *Gegeneinander von progressiven und reaktionären Kräften* beschrieben, die sich oft aber auch gegenseitig bedingen und verstärken.

**D**iese Problematik bestimmt auch die Entfaltung der Idee, die während des 19. Jahrhunderts einen wesentlichen Antrieb gesellschaftlicher und politischer Bewegungen gebildet hat und die mit der Reichsgründung nach langem Zuwarten endlich den Gipfelpunkt ihrer Verwirklichung erreicht hatte: die Idee der Nation und des Nationalstaats. Im Kontext eines allgemeinen gesellschaftspolitischen Wandels der 1880er Jahre wird dieser Leitgedanke der Nation zunehmend (wie Peter Walkenhorst in seiner 2007 erschienenen Monographie *Nation – Volk – Rasse* ausführlich

dargelegt hat)\* mit einer ethnisch definierten, homogenen „Volksgemeinschaft“ identifiziert. Dieser Prozess, der, vorangetrieben von politischen Gruppierungen aus der bürgerlichen, allermeist protestantischen Bildungsschicht, nach dem Ersten Weltkrieg zu einer Massenbewegung anwachsen sollte, verdankt sich einem komplexen Zusammenspiel unterschiedlichster Faktoren.

„**Volksgemeinschaft**“ Eine wachsende weltweite Vernetzung wirtschaftlicher Strukturen (die heute als Initialpunkt einer zunehmenden Globalisierung interpretiert wird) verlangt den einzelnen Staaten eine transnationale Ausrichtung ihrer politischen Perspektiven ab. In diesem Kontext sieht sich das Deutsche Reich gegenüber der europäischen Konkurrenz, d. h. insbesondere gegenüber etablierten Kolonialmächten wie Frankreich, Belgien oder England sowie gegenüber dem ausgedehnten Herrschaftsgebiet des Russischen Reiches, von Beginn an in einer unterlegenen Position. Der daraus resultierende Gedanke an eine Neuordnung der europäischen Machtverhältnisse, an eine deutsche Hegemonie und eine ethnische Homogenisie-

\* Der vorliegende Beitrag, Teil einer umfangreicheren Untersuchung, folgt in seinen Hauptargumentationslinien weitgehend Walkenhorsts Studie.

**Kaiserproklamation am 18. Januar 1871.** Diese dritte Fassung seines Gemäldes schuf Anton von Werner (1843–1915) im Jahre 1885, und zwar im Auftrag der kaiserlichen Familie aus Anlass von Otto von Bismarcks 70. Geburtstag. Dass dabei die Porträts der dargestellten Persönlichkeiten an der Entstehungszeit orientiert sind und dass die ins Bild gesetzte Inszenierung weder dem tatsächlichen, erheblich nüchterneren Ablauf der Vorgänge noch der nur eingeschränkten Bedeutung dieses konkreten Tages entsprachen, vermochte die Rezeptionsgeschichte dieses Bildes nicht zu beeinflussen. Für Generationen hat von Gärtners Gemälde die Vorstellungen geprägt, die sich die Deutschen von diesem triumphalen Spitzenmoment ihrer jüngeren Geschichte gemacht haben – und bis heute machen.

rung sowie an die Expansion des deutschen Einflussbereichs auf außereuropäische Territorien manifestiert sich in der Gründung verschiedener radikalnationalistischer Gruppierungen, in Kolonial-, Schul- und Schutzvereinen, die sich 1886 zum ALLGEMEINEN DEUTSCHEN VERBAND ZUR VERTRETUNG DEUTSCH-NATIONALER INTERESSEN zusammenschließen und 1891 schließlich im ALLDEUTSCHEN VERBAND aufgehen.

Drei Jahre später entsteht – mit den Worten des nationalliberalen Politikers und Hochschullehrers für Statistik und Kolonialpolitik Ernst Hasse (1846–1908) – „zur Wahrung der deutschnationalen Interessen gegen das immer übermütiger werdende Slawentum und seine Unkultur“ der VEREIN ZUR FÖRDERUNG DES DEUTSCHTUMS IN DEN OSTMARKEN, 1899 umbenannt in DEUTSCHER OSTMARKVEREIN.

Nicht zuletzt aufgrund von Veränderungen innerhalb des politischen Systems,

deren Akteure sich nun verstärkt aus den Reihen von Interessenverbänden und politischen Bewegungen rekrutieren, gewinnen diese Vereinigungen schnell politisches Gewicht und operieren als Instanz, die ebenso programmatisch wie gezielt durch Gesetzesvorlagen und Öffentlichkeitsarbeit Einfluss auf aktuelle Entscheidungsprozesse im Parlament zu gewinnen trachtet. Dazu gehört auch das Bestreben des ALLDEUTSCHEN VERBANDES, die Reichsangehörigkeit über das Prinzip der Abstammung als *ius sanguinis* neu zu definieren, – eine Initiative, die 1913 in einer entsprechenden Neufassung des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes mündet und auch heute noch für die Anerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft einen wichtigen Faktor bildet. Eine ähnliche Stoßrichtung verfolgt das Plädoyer radikalnationalistischer Verbände, ein 1870 erlassenes Gesetz wieder aufzuheben, das Deutschen nach einem mehr als zehnjährigen Aufenthalt im Ausland die Reichsangehörigkeit entzieht. Im Zusammenspiel mit kolonialpolitischen Interessen und Vorstellungen einer deutschen Großmachtspolitik zielen all diese Initiativen auf eine grundsätzliche Revision der mit der Reichsgründung vollzogenen Akzentuierung des Staatsbürgerprinzips zugunsten einer ethnisch definierten Vorstellung von nationaler Zugehörigkeit.

Die programmatischen Differenzen zwischen einem Staatsverständnis, das seine Bevölkerung über Reichsgrenzen definiert, und einem Verständnis von Nation als Volksgemeinschaft, das das Staatsgebilde nur mehr als organisatorischen Rahmen für eine Abstammungsgemeinschaft deutet, werden von den verschiedenen politischen Parteien und Gruppierungen um die Jahrhundertwende höchst kontrovers diskutiert. Dabei propagieren die radikalnationalistischen Kräfte des ALLDEUTSCHEN VERBANDES, neuerlich mit einer Formulierung seines Vorsitzenden Ernst Hasse, Vorstellungen einer Nation als „eine[r] Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die eine und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwicklung durchgemacht haben und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit besitzen“. Dieses Bild einer homogenen Volksgemeinschaft gewinnt, nicht zuletzt auch in seiner sozialdarwinistisch zugeschärften Variante, zunehmend Popularität.

„Lebensraum“ Die Übertragung biologischer Modelle auf gesellschaftspolitische Zusammenhänge liefert den Vertretern nationalistischer Positionen nun einen wissenschaftlichen Legitimationsrahmen, in den sich sowohl Diagnosen des gesellschaftlichen Ist-Zustandes wie auch politische Programme und Zielvorstellungen kohärent einfügen können. Die rassetheoretisch aufgewertete Kategorie einer Volksgemeinschaft sowie korrelierende Metaphern wie „Volkkörper“ oder „Lebensraum“ gewinnen in ihrer neuen Rolle als legitimierende Instanz eine performative Kraft, die die Verhältnisse auf allen Ebenen der Politik beeinflusst. Sie verfügen in ihrer Bezugnahme auf scheinbar naturgesetzlich verbürgte Mechanismen über einen totalitären Grundcharakter, in dessen Kontext Differenzen zwischen eigener ethnischer Identität und anderen Völkern absolut gesetzt und entsprechende politische Initiativen und Erwartungen nun mit einem teleologischen Impuls ausgestattet werden – als sei hier ein Ziel (ein „telos“) vorgegeben, das mit innerer Notwendigkeit angestrebt und erreicht werden müsste.

Wenngleich die Hauptstoßrichtung dieser Positionen auch weiterhin heftig umstritten bleibt, findet sie doch Widerhall auf verschiedenen Ebenen des politischen und gesellschaftlichen Handelns. So wird beispielshalber bei der 1900 durchgeführten Volkszählung erstmals die „Muttersprache“ als Unterscheidungsmerkmal eingeführt und damit zugleich eine Separierung der Bevölkerung nach ethnischen Kriterien erzwungen. Durch die damit verbundene Preisgabe des Prinzips eines Vielvölkerstaats (wie ihn beispielshalber der Preußische Staat oder die Habsburgermonarchie bis ins 19. Jahrhundert hinein repräsentierten) werden bestimmte Bevölkerungsanteile allererst als nationale Minderheiten identifizierbar und Gegenstand einer „Minderheitenpolitik“, die im Rahmen des Ideals einer homogenen Volksgemeinschaft letztlich nur zwei Handlungsoptionen kennen kann: Germanisierung (etwa durch gezielte Sprachpolitik) oder Ausschluss (beispielshalber als erzwungene Auswanderung auf der Grundlage wirtschaftlicher Repressionen). Die sozialdarwinistisch geprägte Metapher des „Volkkörpers“ entfaltet in diesem Zusammenhang eine Wirkung, die auf Grundlage ihrer biologisch-medizinischen Implikationen die politische Semantik verschärft und im Verbund mit der Kategorie des „Lebensraums“ (im Sinne einer Existenzgrundlage für eine „Population“) auf eine Neuvermessung der staatlichen Grenzen nach gleichsam evolutionsbiologisch definierten Erfordernissen drängt.

Sozialdarwinistische Theorien werden jedoch nicht allein in Deutschland diskutiert, sondern finden in ganz Europa Resonanz. Auch in Staaten wie England oder Frankreich erlangen Modelle der Evolutionsbiologie als historische Deutungsmuster hohe Popularität; auch dort wird Menschheitsgeschichte als Daseinskampf verstanden, der unentwegt zwischen den Völkern ausgetragen wird. Zudem werden Programme einer Eugenik entwickelt, die die eigene Nation für dieses „Ringens zwischen den Völkern“ stärken sollen; auch solche Staaten propagieren – ebenso wie beispielshalber der polnische und tschechische Nationalismus oder panslawistische Bewegungen – eine interne Homogenisierung und einen totalitären Zugriff mit scharfen Ausschlussmechanismen. Dies alles führt jedoch nicht zwangsläufig in den Anspruch einer aus den biologischen Voraussetzungen selbst abzuleitenden politischen Hegemonie und eine damit einhergehende Abwertung, wenn nicht Pathologisierung des Fremden.

Diese Variante entsteht erst im Zuge einer zunehmenden Radikalisierung nationalistischer Tendenzen, die insbesondere in Deutschland durch die starke Differenz zwischen den politischen Erwartungshaltungen im Rahmen einer angestrebten Weltmachtstellung und den realpolitischen Gegebenheiten genährt wird. Der forcierte Anspruch auf politische Hegemonie verbindet sich

mit sozialdarwinistischen Theorien zu einem Konglomerat, das sich über den „Rassewert“ eines Volks zu definieren sucht und damit erstmals – wenn auch zunächst nur vereinzelt innerhalb der radikalnationalistischen Verbände propagiert – den Gedanken einer „Herrenrasse“ in die Diskussion einbringt. Grundlage ist die Vorstellung einer gemeinsamen, gegenüber slawischen und asiatischen Völkern abgegrenzten indogermanischen Abstammung, die alle mittel- und westeuropäischen Länder vereine, aber nur in den „deutschen Stämmen“ noch ihre ursprüngliche Kraft bewahrt habe.

„Kultur“ In diesem Argumentationszusammenhang entwickelt sich auch ein neues Verständnis von Kultur, das entscheidende Bedeutung bei der Durchsetzung der nationalistischen Positionen gewinnt. Ausweis des „Rassewertes“ seien – so Ludwig Kuhlenbeck, Professor der Rechtswissenschaft, auf der Verbandstagung des ALLDEUTSCHEN VERBANDES 1905 in Worms – die kulturellen Errungenschaften einer Nation. Dieser legitimatorische Zusammenhang zwischen den Kategorien Rasse und Kultur stellt ein Novum dar, dessen Voraussetzungen zwar im 19. Jahrhundert und den dort entwickelten Konzepten einer Nationalkultur liegen, bei dem aber erst in der Zuspitzung biologistischer Deutungsmuster jene Hierarchien und Asymmetrien erzeugt werden, die über weitreichende politische Implikationen verfügen. Im Anschluss an diese Denkfiguren konzentrieren sich die Bestrebungen radikalnationalistischer Verbände auf das Ziel, die Grenzen des deutschen Reichs gen Osten zu erweitern, den damit neu gewonnenen „Lebensraum“ zu germanisieren und Kolonien in Übersee als weitere Garanten für die Lieferung wichtiger wirtschaftlicher Ressourcen zu nutzen.\* West- und Mitteleuropa würden – so die Logik dieser insbesondere von nationalliberalen Kräften propagierten Position – von dieser neuen europäischen Großraumordnung unter deutscher Führung letztlich insgesamt profitieren.

In fortschreitendem Maße fließen Aspekte dieser Programmatik auch in die offizielle Regierungspolitik ein; sie bestimmen militärische Zielsetzungen des Ersten Weltkriegs und finden mit der Gründung der DEUTSCHEN VATERLANDSPARTEI ab 1917 eine Resonanz, die sich angesichts der verschärften Diskrepanz zwischen Großmachtsanspruch und den realpolitischen Verhältnissen nach 1918 zu einer Massenbewegung auswächst. An diese Positionen braucht die nationalsozialistische Partei späterhin nur noch anzuknüpfen. Ab 1933 werden entsprechende Programme zur Um- und Ansiedlung schließlich zentraler Bestandteil der Politik. Die unter dem Stichwort „Heim ins Reich“ proklamierte Neuvermessung der Reichsgrenzen unter dem Primat der Abstammungsgemeinschaft, die Gewinnung von „Lebensraum“, die ethnische Homogenisierung der Bevölkerung innerhalb dieser Grenzen und ihre Formung zu einem einheitlichen „Volkkörper“ leiten schließlich jene letzte, systematisch durchgeplante Phase einer gezielten Vernichtungspolitik gegenüber Teilen der eigenen Bevölkerung und Bevölkerungsgruppen des östlichen Europa ein.

„Heimat“ Die Hierarchisierung kultureller Leistungen in Verbindung mit dem Paradigma einer rassisch definierten „Volksgemeinschaft“ sowie die Funktionalisierung kultureller Praktiken im Dienste einer ethnisch geprägten Bevölkerungspolitik bilden seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert somit einen wichtigen Baustein in der Programmatik radikalnationalistischer Verbände. In prägnanter Weise spiegelt sich dies im sogenannten „deutsch-polnischen Kulturkampf“ wider, der auf dem Gebiet der deutschen

\* Den engen Zusammenhang zwischen dem Kolonialismus, einem ethnisch definierten Kulturbegriff und der Erweiterung des Reichsgebiets nach Osten erläutert Christoph Kienemann in seinem anschließenden Beitrag.



ABBILDUNG: WIKIMEDIA CC

*Nicht minder kunstvoll arrangiert und historisch konstruiert hat William Orpen (1878–1931) sein Ölgemälde, in dem er Die Unterzeichnung des Friedensvertrages im Spiegelsaal von Versailles als bald nach dem Ereignis, noch im Jahre 1919, festgehalten hat. Auch ihm geht es um einen höchst bedeutsamen Moment der Weltgeschichte, in dem die Deutschen im Angesicht der versammelten Völkergemeinschaft feierlich den Bedingungen der zukünftigen Friedensordnung zustimmen.*

Ostprovinzen ausgetragen wird. Wichtige Eckdaten dieses Konflikts bilden der Beamtenerslass von 1898, die Sprachpolitik, insbesondere die Einführung der deutschen Sprache im katholischen Religionsunterricht im Jahre 1900 (mitsamt der dadurch ausgelösten Schulstreiks der Jahre 1906/07) sowie das seit den 1890er Jahren vielfach durchgesetzte Verbot, sich auf öffentlichen Versammlungen einer anderen Sprache als des Deutschen zu bedienen, was de facto einer Auflösung der Versammlungsfreiheit der polnischsprachigen Bevölkerung gleichkam.

In den Auseinandersetzungen dienen neben wirtschaftspolitischen Maßnahmen und einzelnen Versuchen der Enteignung polnischen Grundbesitzes somit gerade sprachpolitische Regulierungen als ein Mittel der kulturpolitischen Agitation. Sie unterbinden die politischen Handlungsspielräume von polnischen Verbänden und forcieren zugleich die Präsenz deutscher Kultur im öffentlichen Raum. Damit dienen diese Restriktionen zugleich dem Ziel, „Lebensraum“ über „Kultur“ in „Heimat“ zu verwandeln, und finden in der Sprache ein erstes signifikantes Mittel der kulturellen Vereinheitlichung bzw. Abgrenzung gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen. Der nahezu explosionsartige Anstieg neu gegründeter Heimat-, Trachten- oder Sprachvereine und ihrer Mitgliederzahlen sowie die institutionelle Bündelung all dieser Kräfte im DEUTSCHEN BUND HEIMATSCHUTZ, der sich 1904 auf Initiative des Berliner Hochschullehrers und Komponisten Ernst Rudorff (1840–1916) konstituiert, dokumentieren, auf welch breite Resonanz diese politische Programmatik auch in der Bevölkerung traf.

In dieser durchdringenden allgemeinen Politisierung der Massen dürfte ein wesentlicher Grund dafür zu finden sein, warum die deutsch-polnischen Beziehungen – und dies gilt für Westpreußen insbesondere nach der Einrichtung des „Korridors“ – so stark zerrüttet waren, dass eine noch weitere Zuschärfung der Konflikte anscheinend unausweichlich wurde. In gewisser Weise ließe sich somit sagen, dass die Weichen zum Untergang der preußischen Provinz nicht erst 1919, sondern schon 1871 gestellt worden seien – und beide Male in Versailles.

# Der koloniale Blick gen Osten – Eine andere deutsche Kolonialgeschichte

**V**ersöhnungsabkommen mit Namibia, das Luf-Boot im Humboldt Forum und ein neuer deutscher Historikerstreit. Der deutsche Kolonialismus ist wieder einmal in den Spalten der überregionalen Presse angekommen. In DIE ZEIT kritisierte der Historiker Dirk Moses, dass die Fokussierung der deutschen Erinnerungskultur auf die Shoa die Aufarbeitung der kolonialen Verbrechen blockiere (DIE ZEIT Nr. 27/2021). In den Diskussionen dominiert dabei immer noch der auf Afrika gerichtete Kolonialismus das Bild. Dabei waren die Debatten des 19. Jahrhunderts keineswegs so einseitig. Vielmehr wurde im Wilhelminischen Kaiserreich offen diskutiert, ob der deutsche Nationalstaat nicht besser den europäischen Osten anstatt des afrikanischen Kontinents kolonisieren sollte. Die Auswirkungen dieser speziellen deutschen Ausprägung des Kolonialismus waren bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu spüren, und der Beginn der Debatten lag lange vor der Errichtung der ersten deutschen Schutzgebiete.

## Kolonialismus, außer- oder binnen-europäisch?

Im Jahr 1853 hielt der deutsche Kulturphilosoph und Orientalist Paul de Lagarde einen Vortrag, dem er den Titel *Über die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik* gab. Seinen Zuhörern erklärte der Redner, die Deutschen sollten sich in Zukunft dem Projekt der Kolonisation widmen, wie es Engländer, Franzosen und Niederländer seit Jahrhunderten tun. Doch ganz gleich sollten es die Deutschen diesen Nationen nicht tun: „Die Arbeit, welche ich uns Deutschen zumute, ist gemeinsame Kolonisation. Doch erschrecken sie nicht: den Schauplatz dieser Kolonisation denke ich mir nicht in fremden Weltteilen, sondern in unserer nächsten Nähe.“

Als Lagarde diese Worte sprach, existierten weder ein deutscher Nationalstaat noch ein deutsches Kolonialreich. Der Wunsch nach Kolonien bestimmte aber bereits das Denken vieler Zeitgenossen. Auf dem gemeinsamen Weg der europäischen Gesellschaften in die Moderne wandelte sich auch das Phänomen des Kolonialismus. Seit dem 16. Jahrhundert waren die Beziehungen Europas zur außereuropäischen Welt von variierenden Erscheinungsformen des Kolonialismus bestimmt worden. Nun aber schufen die Vorstellungen der Moderne auch hier eine neue Ausprägung, die durch den festen Glauben an die kulturelle und zivilisatorische Überlegenheit der Europäer gegenüber allen anderen Völkern gekennzeichnet war. Zwischen dem 16. und bis ins 20. Jahrhundert hinein gerieten nach und nach so gut wie alle Völker und Räume der Erde in unterschiedliche Formen kolonialer Abhängigkeiten.

Auch das Deutsche Reich begann im Jahre 1884 mit der Errichtung eines eigenen kolonialen Imperiums. Dennoch wird dem deutschen Kolonialismus in diesem weltumspannenden Prozess nur eine episodenhafte Bedeutung zuerkannt. Hans-Ulrich Wehler bezeichnete die deutsche Kolonialgeschichte noch 2002 als „Zwischenspiel“, von

dem nur wenige Menschen in Deutschland betroffen waren. Doch kann man von der bloßen Dauer eines Ereignisses auf seine historische Wirksamkeit schließen? Und lässt sich die Geschichte des Kolonialismus nur auf die Expansion eines europäischen Staates nach Afrika und einige andere überseeische Territorien beschränken? Im deutschen Diskurs finden sich schon vor 1871 Stimmen, die wie Paul de Lagarde eine Teilnahme der Deutschen am europäischen Kolonisationsprojekt forderten – und die auch andere Räume in den Blick nahmen als nur Länder anderer Kontinente. So scheint es durchaus naheliegend, dass viele Deutschen Osteuropa als ihre eigentliche Kolonie sahen.

Diese Fragen lassen sich durch einen Blick in die Zeitschriftenliteratur, in wissenschaftliche Monografien oder Broschüren beantworten, die im Wilhelminischen Kaiserreich erschienen. Diese schriftlichen Quellen erlauben dem Leser einen Blick in den „Raum des Sagbaren“ und damit in die Gedankenwelt der Zeitgenossen. Was glaubte man über die außereuropäische Welt zu wissen? Wo verortete man sie? Wo hörte „Europa“ auf, und wo fing die Welt der „Unkultur“ an.

Die „postcolonial studies“ verstehen das Phänomen des Kolonialismus in erster Linie als ein diskursives Phänomen. Voraussetzung für die Errichtung von Kolonien im eigentlichen Sinn ist dann das Bestehen eines kolonialen Wissensarchivs, das die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen Europäern und zu kolonisierenden Nicht-Europäern ermöglicht. Das Wissenschaftssystem des Deutschen Reiches produzierte demnach Wissen, das die Kolonisierung der Welt erst ermöglichte. Für den deutschen Sprachraum ist dieses Phänomen von besonderem Interesse. Anders als Engländer, Franzosen oder Spanier konnte man in Deutschland nicht auf eine große Kolonialgeschichte zurückblicken – dennoch fühlten sich viele Deutsche als Europäer und sahen es als ihre Pflicht an, sich an der europäischen Kolonialmission zu beteiligen. Das Reden über Kolonien war deshalb allgegenwärtig. Der Historiker Sebastian Conrad hat für die Zeit des Wilhelminischen Kaiserreiches den Begriff der „kolonialen Globalität“ geprägt, der ausdrücklich auch die Betrachtung Osteuropas mit einschloss. So verwiesen insbesondere Historiker und Geografen immer wieder darauf, dass Osteuropa schon einer langen Tradition deutscher Kolonialtätigkeit ausgesetzt gewesen sei.

## Deutsche Geschichte als koloniale Geschichte?

Als der Geograf Alfred Kirchhoff 1887 in der *Deutschen Revue* der „Bedeutung deutscher Kolonisation in Vergangenheit und Gegenwart“ nachging, war er sich sicher, dass deutsche Kolonisten für den Sieg der „europäischen Kultur über die osteuropäische Barbarei“ gesorgt und dadurch der europäischen Kulturgemeinschaft zur Expansion verholfen hätten. So stellte er fest:

*Unendlich gewinnreicher wurde uns darum die gen Ost gerichtete Kolonisation vom karolingischen bis ins preußische Zeitalter, weil wir im langsamen Vorschieben unserer Grenze über Saale und Elbe, ja bis*

an den Njemen, und ins Donauland bis an den karpatischen Gebirgswall stets frisches Blut in das dorthin auswachsende Adersystem unseres nationalen Leibes strömen ließen.

Osteuropa sollte als „Land der Verheißung“ dargestellt werden, in welchem die Deutschen ihre historische Mission, ihren Beitrag zum Menschheitsprojekt der Zivilisierungsmission absolvieren konnten. Dabei bediente man sich immer wieder Erzählmustern, die man auch in der englischen oder französischen Literatur zu finden vermag. Beispielsweise werden die Landschaften Osteuropas stets als besonders verfallen und verkommen dargestellt. Im Umkehrschluss könne folglich nur ein koloniales Volk den Niedergang beenden und Osteuropa tatsächlich kultivieren.

Dementsprechend eröffneten diese Regionen nach Kirchhoff schier unbegrenzte verlockende Möglichkeiten einer Inbesitznahme:

*Neben Rußland bieten die anderen östlichen Theile Europas wenn nicht gleiche, so doch ähnliche Verhältnisse der Dichtigkeit der Bevölkerung und der Ausdehnung des Bodens dar. [...] die fruchtbaren und wenig bebauten Ebenen Ungarns, die reichen Täler und Wälder Bosniens und Serbiens, die verschwenderisch von der Natur gewährten Bedingungen einer hohen Kultur in den gegenwärtig sehr wenig kultivierten Gebieten von Rumänien und Bulgarien.*

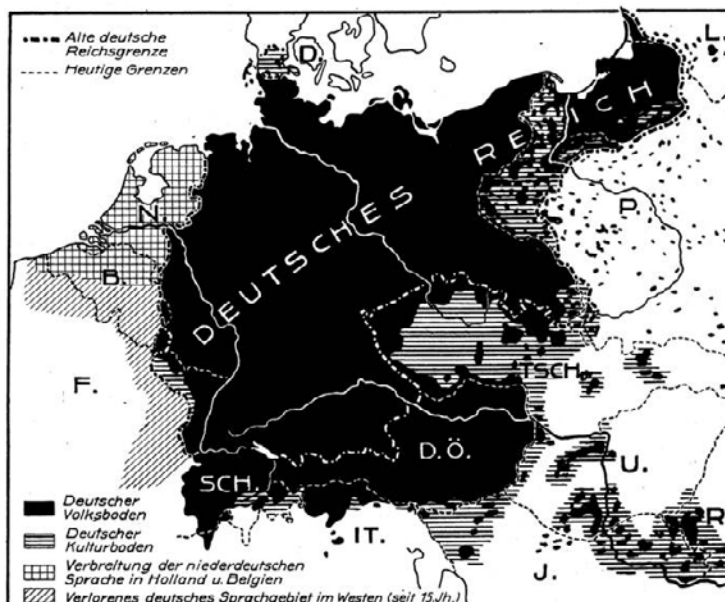
Oftmals vermittelt das deutsche Sprechen und Schreiben über Osteuropa den Eindruck, als ob diese Gebiete losgelöst von jeglichem politischen Einfluss existierten, als ob die Länder für eine deutsche Kolonisationstätigkeit quasi bereitstünden.

Gerne blickten Kirchhoff und viele andere Publizisten des Kaiserreiches für diese Erzählung in die Geschichte zurück und sahen in dem Prozess des mittelalterlichen Landesausbaus bereits eine reale deutsche Kolonisation in Osteuropa, die nun kontinuierlich fortgeführt werden müsse. Auf diese Weise wurde ein Geschichtsbild konstruiert, das letztlich nur den Deutschen die Fähigkeit zusprach, Leistungen auf dem Gebiet der Kultur zu erbringen. Sich selbst sieht man als innovative, fortschrittliche Nation, Osteuropa als stagnierend und auf die Diffusion deutscher Kulturleistungen angewiesen.

## Feindbilder vor dem Ersten Weltkrieg

Im Bezug auf das russische Kaiserreich entpuppt sich der Diskurs als ausgesprochen ambivalent. Den Sympathien der politischen Eliten standen die Stereotype des russischen Naturmenschen, die Frage, ob Russland zu Europa oder Asien gehören sollte und nicht zuletzt die Frage, ob die Russen ein „Volk ohne Geschichte“ seien, gegenüber. Gerade in der Beschreibung der russischen Kultur zeigt sich die Funktionsweise des kolonialen Denkens der Zeit beispielhaft. Ohne Eingriffe von außen sei gerade der russische Staat nicht dazu in der Lage gewesen, sich zu zivilisieren, so die Annahme vieler Historiker.

Dennoch musste das derart gezeichnete Bild auch einen augenscheinlichen Widerspruch kompensieren. Russland war eine europäische Großmacht und ein aktiver Teilnehmer in der imperialen Politik in Europa. Musste dieser Status nicht mit dem Titel der Anerkennung als Kulturnation einhergehen? Russische Kultur, so lautete die Ant-



Vereinfachte kartographische Darstellung des Volks- und Kulturbodenkonzepts von Albrecht Penck. Sie stammt aus: Karl C. Loesch (Hrsg.): Volk unter Völkern, Breslau 1925. Solche Darstellungen sollten nach dem Ersten Weltkrieg die koloniale Vergangenheit der Deutschen veranschaulichen und dadurch Revisionsforderungen gegenüber den östlichen Nachbarn legitimieren.

wort auf diese Frage, existiere zwar, aber nur als Übernahmen aus dem westlichen Europa. Russland könne diese zwar nachahmen, aber nicht selbst entwickeln oder erhalten. In diesem Sinne äußert Alfred Hettner in einer „anthropogeographischen Studie“, die er 1904 unter dem Titel *Das europäische Rußland* in der *Geographischen Zeitschrift* veröffentlicht hat:

*Während sich jene Kolonialvölker nicht nur alle technischen und wirtschaftlichen Fortschritte Europas angeeignet und ihren Verhältnissen entsprechend angewendet, sondern auch die Technik und wirtschaftliche Organisation selbstschöpferisch vervollkommen haben, ist Rußland durchaus bei der Rezeption und zwar bei einer mangelhaften Rezeption der westeuropäischen Erfindungen und Einrichtungen stehen geblieben.*

Die öffentlichen Debatten mussten also den Spagat wagen zwischen der Stellung Russlands als imperialer Großmacht und der Einordnung des Landes in einen kolonialen Kontext. Russland galt als „Volk ohne Geschichte“, das auf einer niedrigen Kulturstufe stehengeblieben war und das diese Position nicht ohne Hilfe von außen verlassen konnte. Bemerkte dabei aber auch, dass eine Vermischung russischer und europäischer Kultur ein Bedrohungspotenzial beinhalten würde. Der Diskurs evozierte Ängste vor einer „slawischen Flut“, die Europa bedrohen könnte. Im Stereotyp des russischen Barbaren manifestierten sich das Bedrohungspotenzial Russlands und die Zugehörigkeit des Zarenreiches zum asiatischen Kulturkreis. Die koloniale Differenz zwischen Russland und Europa erschien zunehmend unauflösbar bzw. unüberwindbar, und gerade Stimmen aus den Reihen der Alldeutschen sprachen sich aus der Sorge vor einer Vermischung der vermeintlich gegensätzlichen Kulturen heraus für eine Abschottung von Russland aus. Beeinflusst von völkischen und sozialdarwinistischen Denkweisen, radikalisierte sich die öffentliche Meinung und beschwor sogar eine tiefgreifende Gegnerschaft zwischen Deutschen und Russen.



Darstellung des mittelalterlichen Landesausbaus als Ostkolonisation. Aus: F. W. Putzger: Historischer Schul-Atlas, Bielefeld und Leipzig 1905

### Rassismus gegenüber Osteuropäern

Um die Jahrhundertwende zeigt sich auch im Deutschen Reich der zunehmende Einfluss rassistischer Denkmuster, insbesondere auch im Osteuropa-Diskurs des Kaiserreiches. Die Aufladung des Osteuropa-Diskurses mit solchen Motiven trug zudem dazu bei, dass sich die deutschen Bedrohungsängste noch verstärkten. Parallele Tendenzen lassen sich ebenso im deutschen Afrika-Diskurs beobachten. Im gleichen Sinne warnten völkische Autoren vor einer „Blutmischung“ zwischen Deutschen und Polen, da sie fürchteten, dass die Deutschen sonst auf eine niedrigere Kulturstufe abrutschten. Kultur wurde zu einer Kategorie, die an die ethnische Reinheit eines Volkes gebunden wurde. Speziell auf *Das Polenthum in Westpreußen* gemünzt, behauptet Richard Fischer, der dieses Problem 1893 in den *Preußischen Jahrbüchern* diskutiert hat:

*Das Polenthum ist nun einmal ein fremder Tropfen im Blute unseres Volkskörpers, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß es, wenn auch nicht intellektuell, so doch sittlich und wirtschaftlich hinter dem Deutschthum, wie hinter den meisten Culturvölkern Europas zurücksteht.*

Der Osten konnte im Diskurs als idealer Siedlungsort für deutsche Auswanderer erscheinen, er konnte als Raum zur Verwirklichung politischer und kultureller Pläne dienen, er stellte in seinem „Naturzustand“ eine Bedrohung der deutschen Kultur oder Nation dar und war gleichzeitig auch Ausweis für die Eignung der Deutschen zur Kolonisation auch „außereuropäischer“ Erdteile. „Der Osten“ wurde im Kaiserreich zu einem Gegenbild, das völlig fremd war und sich diametral von Europa und Deutschland unterschied.

Dieser Diskurs sollte schon bald machtpolitische Konsequenzen für die Menschen in Osteuropa mit sich bringen. Während des Ersten Weltkrieges entstand das Land Ober Ost, hier sollte eine dauerhafte deutsche Herrschaft entstehen und gleichzeitig eine „Neue Welt“. Ludendorffs Militärverwaltung begann schnell damit, die einheimische Bevölkerung zu überwachen und zu erfassen, die Wirtschaft des Gebietes

wurde gesteuert, und man begann mit einem ambitionierten Kulturprogramm. Der Raum sollte völlig neu geordnet und die Menschen sollten dem deutschen Kulturkreis angenähert werden. In seinen 1919 erschienenen *Kriegserinnerungen 1914–1918* schreibt General Ludendorff: „Ich beschloß, die Kulturarbeit, die die Deutschen während vieler Jahrhunderte in jenen Ländern getan hatten, in dem besetzten Gebiet aufzunehmen.“

Die Besetzung Osteuropas während des Ersten Weltkrieges schien für viele Deutsche somit die Möglichkeit zu bieten, ihr koloniales Selbstbild in die Realität zu überführen. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg wurden die deutschen Minderheiten in Osteuropa als „deutsche Kulturarbeiter“ instrumentalisiert und als Druckmittel für die deutsche Außen- und Revisionspolitik eingesetzt. Hitler knüpfte schließlich wieder an den kolonialen Osteuropa-Diskurs an. Seine Boden- und Lebensraumpolitik war insbesondere auf Osteuropa ausgerichtet.

Was folgt nun aus der Erkenntnis, dass das deutsche Verhältnis zu Osteuropa für lange Zeit stark kolonial geprägt war? Angesichts der aktuellen Diskussionen, die die Bedeutung des Kolonialismus für die deutsche Gesellschaft und das Verhältnis von Kolonialismus und Shoah thematisieren, kann der Blick auf das spezielle Osteuropaverständnis in Deutschland ein Bindeglied darstellen. Einerseits wird deutlich, wie sehr koloniale Denkmuster die öffentlichen Debatten prägten, gerade auch an Stellen, an denen man es nicht auf den ersten Blick vermuten würde. Andererseits treten dadurch einzelne Aspekte der Geschichte des Nationalsozialismus stärker hervor und werden erklärbarer.

Hierdurch wird keineswegs die Singularität der Shoah infrage gestellt, sondern ihre Geschichte eingeordnet in den Kontext aus Rassismus, Versklavung und Vertreibungen, die die außer- und innereuropäische Geschichte seit dem 19. Jahrhundert prägten. Auf diese Weise lässt sich der NS-Staat, dessen Vordenker sich der kolonialen Traditionen im deutschen Diskurs bemächtigten, als besonders krasse Ausprägung kolonialer, bereits in der Kaiserzeit etablierter Denkmuster verstehen.

✉ Christoph Kienemann



Porträt-Aufnahme (Gottheil & Sohn, 1893)

# KÄTHE SCHIRMACHER –

## Emanzipatorisches Engagement und deutschnationale Agitation einer „Ostmärkerin“ in der Kaiserzeit

**D**ie historische Erinnerung an Käthe Schirmacher, die 1865 in Danzig geboren wurde und 1930 bei einem Kuraufenthalt in Meran starb, war seit längerem verblasst. Gewiss: Sie hatte sich nachdrücklich in die Geschichte der Internationalen Frauenbewegung eingeschrieben: Schon von den 1890er Jahren an wurde sie im Danziger Verein FRAUENWOHL aktiv, wandte sich dem „radikalen“ bzw. „linken“ Flügel der Frauenbewegung zu und verfolgte konsequent das Ziel, deren Interessen auf nationaler wie internationaler Ebene durch die Bildung von Verbänden zu fördern. So gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern des VERBANDES FORTSCHRITTLICHER FRAUENVEREINE (1899) sowie des WELTBUNDES FÜR FRAUENSTIMMRECHT (1904) und entfaltete – auch auf ausgedehnten Reisen durch Europa und Nordamerika – als Organisatorin und Propagandistin eine intensive Vortrags- und Publikationstätigkeit.

Zugleich hat Käthe Schirmacher aber auch auf einem anderen Feld der deutschen Geschichte deutliche Spuren hinterlassen: Schon kurz nach Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigte sie sich mit der „Polenfrage“ – und vertrat auch hier äußerst radikale Auffassungen, indem sie eine Verständigung zwischen den Völkern ausschloss und nicht einmal eine Assimilation der slawischen Bevölkerung an die vorherrschende deutsche Kultur für möglich erachtete. Unter dieser Voraussetzung nimmt es nicht wunder, dass sie 1905 dem OSTMARKENVEREIN beitrug und sich in ihren Schriften und bei öffentlichen Auftritten nun als „Ostmärker von Geburt“ an dessen Kampf für eine Stärkung des Deutschtums im deutschen Osten teilnahm.

Diese Grundhaltung führte sie nach dem Ende des Ersten Weltkrieges fast zwangsläufig zu einer strikten Ablehnung des „Versailler Diktats“: Neuerlich engagierte sie sich als Gründungsmitglied einer Vereinigung, diesmal aber bei der DNVP, der DEUTSCHNATIONALEN VOLKSPARTEI, die nationalistische, monarchistisch-konservative, völkische wie auch antisemitische Tendenzen in sich vereinigte, in dieser frühen Phase überdies die Staatsform der Republik dezidiert ablehnte und den Kapp-Putsch von 1920 unterstützte. Für den westpreußischen

Zweig dieser Partei zog Käthe Schirmacher im Januar 1919 in die Weimarer Nationalversammlung ein, wo sie dann am 22. Juni desselben Jahres gegen die Annahme des Versailler Vertrags stimmte und anschließend auch das Misstrauensvotum gegen die Regierung unterstützte.

Die beiden einander widerstreitenden Biographien der Käthe Schirmacher lassen sich auf den ersten Blick kaum zu einem in sich geschlossenen Persönlichkeitsbild verknüpfen. Ein Konvergenzpunkt bot sich hier zumindest aus einer besonderen „westpreußischen“ Perspektive, denn Käthe Schirmacher hat ihre enge Bindung an Danzig und an (West-)Preußen immer wieder nachdrücklich betont und auch in einer Reihe von Publikationen dokumentiert. In ihrem postum (im *Westpreußen-Jahrbuch* 1989) veröffentlichten Text „Hundegasse 101 in Danzig“ vergegenwärtigt sie sich – um hier wenigstens ein Beispiel anzuführen –, dass in das „wohlhabende, behagliche Hauswesen“ ihrer Eltern „gar ernste, große Mahner, die Türme von Sankt Marien und der Rathausturm“, blickten, und fährt dann fort: „Die schweren Glocken und das leichte Glockenspiel, die mächtige Weite und Freiheit um diese Türme packten und prägten uns die Kinderseelen.“

Diesen Aspekt der heimatverbundenen und charakterfesten, aufrechten Westpreußin hat auch Hugo Rasmus akzentuiert, als er 1984 die *Lebensbilder westpreußischer Frauen in Vergangenheit und Gegenwart* nachzeichnete, denn er sieht in den beiden „Identitäten“ keinen substantiellen Widerspruch. Die „Danziger Kaufmannstochter“ gehört für den Autor (S. 140)

*zu den faszinierendsten Frauengestalten Westpreußens: eine kluge und vielseitig interessierte Persönlichkeit mit ausgeprägtem politischem Bewußtsein, die mit Tatkraft und ihrer kompromißlosen Art als streitbare Kämpferin für die Rechte der Frauen und ihre ostdeutsche Heimat hervortrat. In beider Hinsicht zählt sie zu den bedeutendsten, aber auch eigenwilligsten deutschen Frauen.*

Ebenso eindeutig vermag Hugo Rasmus naturgemäß auch über den Kampf gegen den Versailler Vertrag und über das Engagement in der DNVP zu urteilen:

*Vergebens versuchte sie das Schicksal Deutschlands und ihrer westpreußischen Heimat zu wenden. Es war tragisch, daß sie vielfach unverstanden blieb, obwohl der Lauf der geschichtlichen Ereignisse ihr nachhinein recht gab.*

Jenseits dieser spezifisch regional begründeten Wertschätzung hat die Doppelgesichtigkeit von Käthe Schirmachers Lebensweg eine unverstellte, kohärente Wahrnehmung ihrer historischen Bedeutung erschwert. Von einer gänzlich neuen Warte aus lässt sich dieses Problem aber betrachten, seitdem Johanna Gehmacher und ihre Mitautorinnen Elisa Heinrich und Corinna Oesch die Ergebnisse eines



mehnjährigen, an der Universität angesiedelten Forschungsprojekts veröffentlicht haben. 2018 legten sie eine fast 600 Seiten umfassende Käthe-Schirmacher-Monografie vor, der sie den folgenden Untertitel gaben: *Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*. In dieser umfangreichen Publikation wird die Schirmacher-Biographie hinlänglich differenziert und in ihrer Komplexität erfasst und dadurch erstmals die multiple Identität, die Vielschichtigkeit der einzelnen Handlungsfelder und deren Wechselbeziehungen verstehbar gemacht.

Dank dieser vorbildlichen wissenschaftlichen Erschließung ist Käthe Schirmacher neuerlich in den Vordergrund der geschichtlichen Erinnerung getreten, und die Chance, die kämpferische Westpreußin von dieser neuen Warte aus zu betrachten, sollten gerade die Redaktion und die Leser einer Zeitung nutzen, die sich dem Land an der unteren Weichsel widmet. In einer ersten Annäherung wollen wir unseren Lesern die exemplarische Lektüre von zwei Texten ermöglichen, die im unmittelbaren Zusammenhang mit dem FOKUS dieser Ausgabe stehen, weil sie die beiden eng ineinander verwobenen und doch gegensätzlichen Kräfte der Kaiserzeit repräsentieren: auf der einen Seite die Macht der Reformen, die sich z. B. in der Sozialdemokratie, aber vor allem auch in der Wendung gegen die fundamentale

Im Österreichischen Volkshochschularchiv wird ein Typoskript verwahrt, das den Titel *Die Frau im Kampfe ums Dasein trägt und zu einem „Projektionsvortrag mit 96 Skioptikonbildern von Dr. Käte (!) Schirmacher in Paris“* gehört. Dieser Vortrag ist (von professionellen Sprechern) erstmals 1903 und danach auch noch mehrmals bis 1908 in der Urania in Wien gehalten worden. Von besonderem Interesse ist dabei, dass sich in der Lichtbildersammlung der Urania Wien auch die Skioptikonbilder erhalten haben und – ebenso wie das Typoskript – im Internet frei zugänglich sind.\* Dadurch haben unsere Leser die attraktive Möglichkeit, den Vortrag, aus dem im Folgenden einige Passagen zitiert werden, sowie die begleitende authentische Dia-Projektion vollständig nachzuvollziehen.

**Käte Schirmacher**  
***Die Frau im Kampfe ums Dasein* (1903)**

Frauenarbeit! Wenn man das Wort ausspricht, so lächeln die einen: Was ist denn Frauenarbeit? – Ein bisschen von diesem, ein bisschen von jenem. Etwas Nähen, Kochen, Flickern, etwas Klavierspielen, Pinseln und Singen – von allem Etwas, aber nichts Rechtes; Oberflächlichkeit und Dilettantismus!

Die anderen aber nehmen eine ernste Miene an und steigen auf das Schlachtross des Prinzip: Frauenarbeit? Die Frau soll gar nicht arbeiten, die Frau gehört ins Haus!

Nun gut die Frau gehört in's Haus. Was aber tut sie dort, wenn nicht arbeiten, arbeiten ohn' Unterlass. (S.1)

Die elendeste Art der Konfektion wohnt aber draußen in den Vorstädten, wo die Heimarbeiterinnen in ihren engen Höhlen bei Petroleumlicht, Ofendunst, Küchengeruch beisammensitzen und sticheln, sticheln, sticheln bis der Rücken krumm und die Augen blind sind. Da werden grobe Massen-

\* schirmacherproject.univie.ac.at/kaethe-schirmacher-biografie-materialien



*Teilnehmerinnen am Kongress der INTERNATIONAL WOMAN SUFFRAGE ALLIANCE in London 1909. Käthe Schirmacher steht (als 3. v. r.) in der hinteren Reihe.*

Unterprivilegierung der Frauen Bahn brechen, auf der anderen Seite die ideologischen Ausschlüsse des Anderen, das hierarchische Denken des Chauvinismus sowie die allgemeine Politisierung der Gesellschaft, die – zumal im Kriege – nahezu unbegrenzte Räume für Polemik und Agitation eröffnete.

*Die DW-Redaktion*

artikeln zu Schleuderpreisen gemacht, hier hat sich der Hungerlohn und das Schnitzsystem dauernd festgesetzt. Alle diese Frauen haben anders nichts gelernt und in die Tretmühle der Schleuderkonfektion gespannt, kennen sie kein Entrinnen. (S.8)

Die Frau war der erste Arzt. Ganz instinktiv wendet das kranke Kind sich an die Mutter, nicht an den Vater und in alten Sagen und Heldenliedern ist die Frau die heilende, Verbindende, Arzt und Pflegerin. – Wie viele Knaben hat die aufopfernde Mutterliebe dem Tode entrissen, die dann später für die erwiesenen Dienste dankend quittierten, indem sie der Frau jede Befähigung zum ärztlichen Studium rundweg absprachen. Kräuterfrauen, Pflegerinnen und Hebammen durften sie sein, dazu reichte ihr inferioreres (!) Hirn aus. Auch das Verbandzeug wird in den Spitälern ausnahmslos von weiblichen Händen bereitet. Sowie sichs aber darum handelte, ihnen durch akademisches Studium den Weg zu sozialem Ansehen, pekuniärer Unabhängigkeit, selbstständiger Tätigkeit zu öffnen, so trat ihre unheilbare Inferiorität hindernd dazwischen. (S.8f.)

Und diese erziehliche Rolle setzt die Frau in der Schule fort. Die Frau versieht den ermüdenden Beruf der Lehrerin in Krippen und Kindergärten und wird hauptsächlich in den unteren Klassen der Schule angestellt und ihr alle Mühe mit den Anfängern, den Kleinen aufgehalst. Wachsen die Mädchen und wachsen zugleich die Gehälter, gleich sind die vorsorglichen Männer da, die schwache Frau von der unerträglichen Bürde eines besser bezahlten Postens zu entlasten. Besonders in Deutschland herrscht der Mann auf dem Gebiete der Mädchenerziehung in ganz ungerechtfertigter Weise vor. In Frankreich und England hingegen ist der Frau die Mädchenerziehung völlig reserviert, und in Amerika gibt es sogar 95 % weiblicher Volksschullehrer. (S.13)

Auf dem Gebiete priesterlicher Funktionen ist merkwürdigerweise ein Rückschritt zu verzeichnen, da ja im Altertum Priesterinnen allgemein waren. Als das Christentum in Rom einzog und die Vestalinnen trauernd die ewige Stadt verließen, war damit die Frau von dem Priesteramte ausgeschlossen. Erst in jüngster Zeit ist wieder eine Aenderung eingetreten. In Amerika hat die Frau die Kanzel bestiegen,

das Predigerbäffchen umgebunden, und so dass [!] obligatorische Schweigen der Frau in der Kirche gebrochen. – Natürlich haben sich nur die verschiedenen protestantischen Sekten zu dieser Konzession verstanden. Die katholische Kirche beharrt auf Pauli Ausspruch und verwehrt der Frau diesen Beruf nach wie vor. (S.14f.)

Das starke Verlangen nach Industriearbeiterinnen lockt viele Mädchen aus dem Hausdienst. Sie ziehen die Freiheit, selbst in der Verbindung mit dem Hunger der Gebundenheit des Hausdienstes vor. Gegen ihre schlechten Lohnverhältnisse in den Industrien verstehen sie sich aber noch nicht gut zu wehren.

Die unerhörte Ausbeutung der Industriearbeiterin durch lange Arbeitsstunden, schlechte sanitäre Verhältnisse, niedrigen Lohn wird ein wenig durch die Arbeiterschutzgesetze gemildert, die seit 20 – 30 Jahren in den Grossindustrielländern bestehen. Man beschloss den Arbeiterschutz hauptsächlich deshalb, weil unter einer unerhörten Überbürdung der Frau und Mutter das kommende Geschlecht litt. Die Wiegen sind auch die Wiege des Arbeitsschutzes gewesen. Um der Kinder willen hat man die Mütter geschützt. (S.23)

Den zweiten exemplarischen Text, aus dem wir die folgenden Passagen zitieren, bildet eine Ansprache, die 1916 im Charlottenburger Ostlandverlag im Druck erschienen ist. – Auch diese Quelle lädt zu einer genaueren Auseinandersetzung ein, denn sie ist ebenfalls im Internet zugänglich.\*

## Deutschland über alles!

Von Dr. Käthe Schirmacher

1916.

Die [Feinde] rechnen nun so: die Frau ist leicht zu beängstigen; wenn es gelingt, die Millionen deutscher Hausfrauen zu beunruhigen, das Schreckbild leerer Töpfe, Schränke und Kammern heraufzubeschwören, dann wird die deutsche Hausfrau den Kopf verlieren und nach Frieden rufen. Und es macht sich so schön, wenn es heißt: die Frauen wollen den Frieden! So viel Feiges, Undeutsches, Schmähhches, das sich sonst nicht vortraut, versteckt sich hinter dieser Phrase. Aber wahrlich, dies ist nicht die Stunde der Sentimentalitäten. [...] Der Frau die völkische und politische Tragweite ihres Kochlöffels klarzumachen, ist Sache auch des Mannes. (S. 6)

Der Krieg ist eben die größte Vereinfachung des Lebens, er putzt alles Unwesentliche fort. Das wissen die an der Front, und deshalb gefällt es gar manchem Urlauber nicht bei uns, sie finden uns kleinlich, enge, in so viel Unwesentlichem, Lappifhem befangen. Wer aber vom Grund des Herzens „Deutschland über alles“ sagt, dem wird die Gnade zuteil, daß er auch hinter der Front zum schlichten Krieger wird, ganz einfach, ganz aufs Wesentliche gestellt, voll heiligen Ernstes. Man braucht nicht Soldat sein, um Schlachten zu schlagen. Auch die Jugend kann das lernen, sie, die bei aller Beraubung durch den Krieg doch das Glück hat, zu e r l e b e n , was wir nur lasen oder fangen: „Deutschland über alles“. (S. 9)

Frei von Rachsucht, Herrschsucht, Zerkörungsucht gingen wir in diesen Weltkampf. Und auf den Schlachtfeldern hat Gott wieder zu uns gesprochen, zu den Männern unseres Volks gesprochen, die den Weg zu ihm besonders stark verlernt hatten. Die besten Männer werden auch im Frieden nicht vergessen, daß sie ihn da draußen lebendig gefühlt und erlebt haben. (S. 10)

Einer besonderen Vertiefung bedarf überall der deutsche Unterricht. Die Sprachreinigung muß in der Schule beginnen; jedes entbehrliche Fremdwort ist abzustoßen. Das bedarf der Bildung, des Willens, der Geduld und gilt vor allem den französisch-englischen Fremdwörtern. [...] Denn wer d e u t s c h spricht, überbrückt Klaffengegensätze, stärkt den Volkszusammenhang, dämmt die Fremdwortsucht der Halbgebildeten, die ihn viel ungebildeter erscheinen läßt, als er wirklich ist. (S. 13)

Das Communalwahlrecht üben sie als Steuerzahlerinnen in Russland, einigen Teilen Österreichs, in Norwegen und Island und Finnland, in 5 Staaten der amerikanischen Union und in allen australischen Colonien aus.

In Norwegen und den amerikanischen Staaten können sie auch zu Stadträten, ja Bürgermeisterern gewählt werden. In allen übrigen noch nicht genannten Ländern gestattet man den Frauen wohl gütigst ihr Portemonnaie als Steuerzahler, nicht aber den Mund als communale Wähler zu öffnen. (S.31)

So viel aber ist sicher:

Frauenarbeit ist eine vielfältige, oft sehr schwere, meist sehr kärglich entlohnte Arbeit, die sicher volle Hochachtung verdient und vor allem der Welt unentbehrlich und unersetzlich ist.

Der Spott aber über etwaige [“]Unzulänglichkeit“ der Frauenarbeit gebührt nicht der Frau, sondern denen, die ihr die unerlässliche Vorbildung und Schulung entziehen, sie ganz ihrem “Instinkt“ überlassen wollen.

Der Instinkt kann nur alte Wege führen, die Frau in ihrer Arbeit strebt – wie der Mann – stets neuen Zielen zu. (S.34)

Irgendwann, irgendwie, irgendwo muß der Staat das deutsche Mädchen zwischen 14 und 20 Jahren fassen und z w i n g e n , die Grundlagen ihres Hausberufs, Kochen, Haushalten, Kinder- und Krankenpflege, bis zum praktischen Können zu lernen. Das ist eine f r a a t l i c h e N o t w e n d i g k e i t , für die die staatlichen Mittel gefunden werden müssen. Denn, so schwer es mir zu sagen fällt, dieser Krieg ist nicht unser letzter, und der nächste, den wir vielleicht unter noch schwierigeren Bedingungen fechten werden, er muß uns wirtschaftlich besser gerüstet finden. Das geht nicht ohne gründliche Schulung der Frau. Zu dem Frauenberufsjahr gehört auch eine straffe Körperbildung. Wir sind das einzige große, wehrhafte Germanenvolk; bedenken Sie, was das heißt. Mit uns steht und fällt das Germanentum. (S. 16f.)

Auch das Reisen im feindlichen Ausland wird stark beschränkt werden und auch auf diesem Gebiet Deutschland und die Länder unserer Bundesgenossen zu ihrem Recht kommen. Daß gebildete und gebildetste Menschen jeden Winkel Italiens, alle Loirechlösser und jede malerische Stelle Schottlands kannten, jedoch nichts von der deutschen Dtmak, ihrer Geschichte, Bedeutung, Schönheit und alten Kulturarbeit, war wohl ein Vergehen am Vaterlande, das gestraft werden muß. Würde, völkische Würde im Verkehr mit dem feindlichen Ausland ist uns geboten, ist Pflicht und Selbsterhaltung. Völkische Würde ist auch unserem Handel geboten. [...] Denn erst kommt das Land und dann das Geschäft. (S. 23)

Bringt der Frieden uns nun wesentliche Beschränkungen nach Westen, fällt der Schlagbaum dorthin, so tut er sich nach den Ländern des Ostens, den Ländern unserer Bundesgenossen, auf. Dort werden wir für vieles Ersatz finden: Ausfuhr von Waren, geregelte, gesicherte Auswanderung unserer Gebildeten, Lehrkräfte, Techniker, Kaufleute, denen unsere Gasthofleiter und Kellner folgen werden. Das geschieht nicht von heute auf morgen, aber es kommt, wenn auch nicht mühelos. Und mir will eine glückliche Fügung erscheinen, daß ein Teil dieser alten östlichen Kulturländer, die doch nur zurückgeblieben und versandet sind, durch die fleißige deutsche Hand aufgedeckt und neuer Blüte entgegengeführt werden sollen, weil eben unsere deutsche Kultur eine wärmere, menschlichere, nicht rein verhandelsmäßige ist. (S. 26)

Mit Aufbietung aller Kraft und Zähigkeit und mit unbedingter Hingabe an das Land müssen wir jetzt im Kriege und später im Frieden das Deutschtum als höchstes Kulturgut der Menschheit vor Vernichtung hüten, mit Härte verteidigen, mit Sorgfalt, Geduld und Hochachtung entfalten und pflegen. Es wird ein stets bedrohtes Gut sein. [...] Unsere geographische Lage schließt ein behagliches Genußleben für alle Zeiten aus. Sie wird sich nie ändern und wir stets die Hand am Schwert haben müssen. Nie dürfen wir uns beruhigt auf ein Faulbett legen. Unsere geographische Lage wird unser ewiger Sittenprediger sein. Und darum ist es gut, daß w i r zu Kulturträgern der Welt berufen sind: weil wir jedem ein menschlich Leben schaffen und den Schwachen schützen wollen, jedoch bei aller Lebensfreude und Dankbarkeit nie loskommen von den großen Gewalten, die unser Leben für das Land verlangen: Krieg, Tod und Gott. (S. 26f.)

\* digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN688579159

# WESTPREUSSEN IM DEUTSCHEN KAISERREICH

## Warum das gegenseitige Misstrauen zwischen Deutschen und Polen immer größer wurde

### Fakten und Zahlen

Die Polen bildeten die größte nationale Minderheit nicht nur im Königreich Preußen, sondern im gesamten Deutschen Kaiserreich. Sie waren zudem Slawen und unterschieden sich, da sie zumeist sehr glaubens-treue Katholiken waren, auch religiös deutlich von den mehrheitlich evangelischen Preußen. Zwar war Westpreußen keineswegs die polnisch am dichtesten besiedelte preußische Provinz; dies war die Provinz Posen, deren Bevölkerung zu knapp zwei Dritteln Polen waren. Doch auch die damals zu ca. 65 % deutsch besiedelte Provinz Westpreußen wies mit einem polnischen Anteil von reichlich 30 % (hinzu kamen außerdem noch einige slawischstämmige Kaschuben und Masuren) eine erhebliche, zudem sprachlich deutlich abgegrenzte Minderheit auf.

Weil das Königreich Preußen ab 1871 zunehmend im deutschen Kaiserreich aufging und man damals begann, auf eine homogene deutschsprachige Bevölkerung Wert zu legen, häuften sich die staatlichen Bemühungen, die preußischen Polen national zu integrieren – was damals nur bedeuten konnte, sie zu „germanisieren“. Die ihrerseits sehr nationalbewussten preußischen Polen hatten indes nicht vergessen, dass sie bis zur dritten und letzten Teilung von 1795 in Ostmitteleuropa einst ein eigenes machtvolleres Reich besaßen und träumten gleich ihren polnischen Brüdern im benachbarten Russisch-Polen von einer „nationalen Wiedergeburt“ und einem eigenen polnischen Staat, zu dem es schließlich ab 1918 im Gefolge des Untergangs des Deutschen, des Österreichisch-Ungarischen sowie des Russischen Kaiserreichs auch tatsächlich kommen sollte.

Diese polnischen Sehnsüchte und Bestrebungen wurden von der Seite der Deutschen aus sehr genau beobachtet, und man versuchte, ihnen frühzeitig gegenzusteuern, da sie sonst zu sehr unerwünschten Separatismus-Bestrebungen im Osten des Königreiches Preußen hätte führen können. Zudem befürchtete man, dass durch einen fortwährenden polnischen Zuzug aus Russisch-Polen – z. B. durch Erntearbeiter, die zwar im Frühjahr einreisten, aber im Herbst nicht wieder ausreisten – sowie durch ein unterstelltes schnelleres Bevölkerungswachstum der polnischen Minderheit das slawische Element in den preußischen Ostprovinzen auf Dauer so stark würde, dass es dem Deutschtum schließlich ebenbürtig werden bzw. es sogar überflügeln könne.

Zumindest für die Provinz Westpreußen waren diese Befürchtungen, im Lichte der alle fünf Jahre stattfindenden preußischen Volkszählungen betrachtet, eigentlich grundlos. Statistisch verringerte sich der Bevölkerungsanteil der Deutschen von 1890 bis 1910 nur ganz geringfügig von 64,8 auf 64,4 %. Der polnische Anteil sank sogar stärker als der deutsche, und zwar von 30,0 % auf 27,9 %, während der Masuren-Anteil bei knapp 0,02 % stagnierte. „Gewinner“ in bevölkerungsmäßiger Hinsicht waren allein die Kaschuben, deren Anteil seltsamerweise von 1890 bis 1910 von 3,0 % auf 6,3 % anstieg. Es ist jedoch zu vermuten, dass dies vor allem auf die Fragetechnik bei den Volkszählungen zurückzuführen ist, denn sonst hätte sich dieser Wert wohl nicht mehr als verdoppeln können. Überdies kam es in Westpreußen zunehmend – und in nicht geringer Anzahl – zu binationalen Eheschließungen, wobei es dann schwierig wurde, zu entscheiden, ob die Betroffenen nun „Deutsche“, „Polen“ oder „Kaschuben“ waren.

Auf jeden Fall ist aber aus der Altersstruktur der Provinzbevölkerung zu ersehen, dass die Polen zwar bei der Geburtenzahl verhältnismäßig über den deutschen Geburtenraten lagen, dass dies bei dieser Volksgruppe aber durch eine höhere Kindersterblichkeit fast wieder ausgeglichen wurde. Es war jedoch nicht zu übersehen, dass, je weiter man in Westpreußen nach Süden kam, der Anteil der Polen an der Bevölkerung zunahm. Im Gegensatz zum nördlich gelegenen Regierungsbezirk Danzig nahm im südlichen Regierungsbezirk Marienwerder der durchschnittliche Anteil der Polen an der Bevölkerung erkennbar zu.

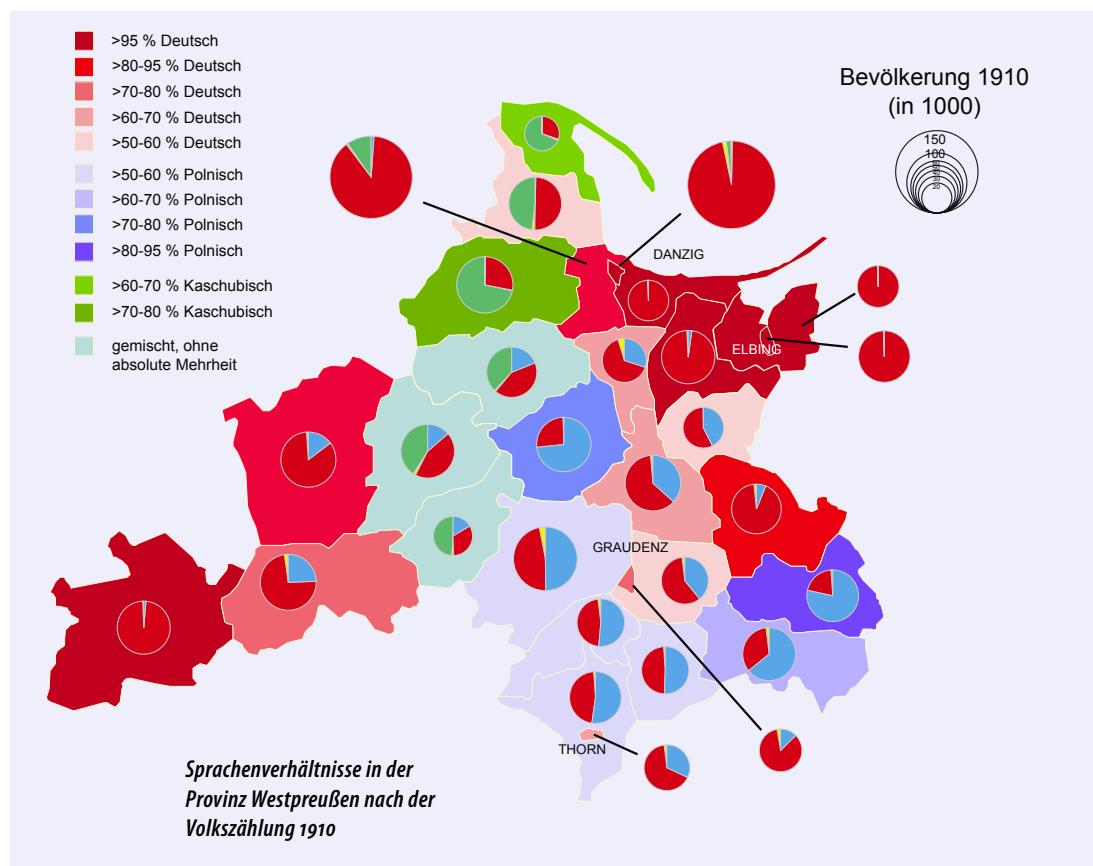


ABBILDUNG: POZNANIAK VIA WIKIMEDIA CC

## Konflikte und Zwistigkeiten

Unabhängig von den konkreten Verhältnissen und Zahlen sah die deutsche Seite voller Sorgen die potentielle Gefahr auf sich zukommen, künftig auf Dauer polnisch dominiert zu werden. Wohlmeinende hohe preußische Staatsfunktionäre und Militärs, etwa der Kommandierende General des Posener V. (preußischen) Armeekorps, General von Stiehle, meinten, durch Entgegenkommen und Überredung die preußischen Polen für die deutsche Sache gewinnen zu können. So erklärte von Stiehle im Februar 1882 gegenüber polnischen Landwehrosoldaten: „Man müsse doch lernen, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und das Segensreiche unter preußischer Herrschaft erkennen.“ Die preußische Regierung glaubte hingegen in der Volksbildung mittels der Schule ein gutes Instrument zur Germanisierung der preußischen Polen verfügbar zu haben. Der Anteil des Schulunterrichts in deutscher Sprache nahm in den preußischen Volksschulen folglich immer weiter zu, während der Anteil an polnischem Unterricht immer mehr abnahm bzw. ganz entfiel. Die Polen organisierten daraufhin, soweit möglich, privaten Schulunterricht. Auch achteten sie dort, wo die Hand des preußischen Staates nicht hinreichte, nachdrücklich darauf, dass beispielsweise im katholischen Gottesdienst polnisch gesprochen und gepredigt wurde.

Nationalbewusst begann man sich nun im Zeichen beginnender ethnischer Zwistigkeiten innerhalb der westpreußischen Bevölkerung kulturell voneinander zu trennen. Es gab im selben Ort jetzt deutsche und polnische Gesangsvereine, woraufhin natürlich die deutsch singenden Vereine staatliche Förderung zu verlangen begannen, weil ja ihr Chorgesang als Wahrung des Deutschtums auch im Interesse des Staates läge. Um Fragen, die eigentlich nur für Wissenschaftler von Bedeutung waren, begann man sich gerade in Westpreußen in der deutsch- bzw. polnischsprachigen Lokalpresse heftig zu streiten – etwa darüber, ob Niklas Koppnigk nun von Geburt ein Deutscher oder ein Pole gewesen sei. In Thorn gründeten eifrige und nationalbewusste Polen 1876 auch einen eigenen polnischen Museumsverein und ein polnisches Museum, um zu dem bereits bestehenden deutschen Verein und seinem Museum ein eigenständiges Gegengewicht zu schaffen. Damit hier nun nationalistische Polen nicht etwa bösartige politische „Umtriebe“ starteten, wurde ein des Polnischen mächtiger preußischer Ex-Beamter speziell zu deren politischer Überwachung eingesetzt. Es handelte sich um den Bürgermeister a. D. Rex, der in seiner Überwachungsfunktion des „Polentums“ zunächst dem Thorner Landrat Emil Hoppe, später sogar direkt dem westpreußischen Oberpräsidenten Dr. Karl von Ernsthausen unterstand. Bürgermeister a. d. Rex nahm ab sofort und uneingeladen als Vertreter polizeilicher Überwachungsfunktionen an allen Sitzungen des polnischen Thorner Museumsvereins teil, wo man ihn notgedrungen akzeptierte, sich aber regelmäßig bei den preußischen Verwaltungsbehörden über diese Überwachung beklagte. Rex gelang es seinerzeit übrigens nicht, irgendwelche staatsfeindlichen polnischen Aktivitäten festzustellen.

Doch nicht immer handelten kommunale oder staatliche Beamte im direkten Auftrag der Behörden. Hin und wieder wurden sie auch auf eigene Initiative hin tätig. Im November 1911 berichtete der Landrat Trüstedt des Kreises Berent, dass der oberste kommunale Polizist der Kreisstadt, Stadtwachtmeister Dreyer, erheblichen Ärger verursacht habe: Das Haus einer gewissen Frau Tauselack stand vor dem Verkauf, und zwar an einen polnischen Käufer. Das gefiel Stadtwachtmeister

Dreyer überhaupt nicht, und er unterzog das Haus eigenmächtig einer eingehenden „baupolizeilichen Untersuchung“, zu der er sich als oberster Stadtpolizist berechtigt glaubte. Danach verkündete Dreyer vor den erschreckt lauschenden Mietern, das Haus sei „schlecht und baufällig“, was natürlich den polnischen Käufer nachhaltig abschreckte, Frau Tauselack – und mit ihr alle Berenter Hauseigentümer – aber nachhaltig erzürnte. Dass Stadtpolizist Dreyer hier aus polenfeindlichen Motiven heraus gehandelt hatte, stand völlig außer Frage. Der Regierungspräsident von Danzig, Lothar Foerster, reagierte darauf, zumindest insoweit ein korrekter Beamter, als er Dreyer nachdrücklich ermahnte, bei polizeilichen Maßnahmen das „Amtsgeheimnis“ zu wahren und nicht etwa im Dienst erfahrene Dinge lauthals in der Öffentlichkeit zu verkünden.

Dieser Berenter Vorfall steht beispielhaft für den jahrzehntelangen Kleinkrieg, den auch die preußische „Ansiedlungskommission“ führte. Sie kaufte in den Provinzen Posen und Westpreußen mit staatlichem Geld polnische Rittergüter und Bauernhöfe auf, um darin aus dem Westen des Reiches stammende deutsche Bauern anzusiedeln und so das „polnische Element“ zu schwächen. Die preußischen Polen wussten indessen diese Versuche in gleicher Weise zu kontern. Sie kauften ihrerseits über Bodengenossenschaften zum Verkauf stehende deutsche Güter auf, um hier polnische Bauern anzusiedeln. Auch nutzte die polnische Seite im Nationalitätenkampf gegen die Deutschen sehr erfolgreich die Möglichkeiten des Boykotts: Die Bevölkerung wurde dringend aufgerufen, ihre Einkäufe nicht mehr bei deutschen Geschäften, sondern nur noch bei Händlern polnischer Nationalität zu tätigen. Wenn ein Pole trotzdem beim Einkaufen in einem – möglicherweise sogar billigeren – deutschen Geschäft ertappt wurde, musste er damit rechnen, dass man seinen Namen zur Abschreckung im lokalen polnischsprachigen Blatt veröffentlichte.

## Bespitzeln und Spionieren

Besonders aber tobte sich der Kampf gegen das „Polentum“ ab etwa 1900 auf dem Gebiet der Spionageabwehr gegen Russland aus. Weil die Polen wegen ihrer nichtdeutschen Ethnizität grundsätzlich für fähig und bereit gehalten wurden, das Deutsche Reich zugunsten Russlands zu verraten, waren bei der preußischen Polizei, vor allem aber bei der „Geheimpolizei“ bzw. der Politischen Polizei Polnisch sprechende Beamte sehr willkommen. Einer der erfolgreichsten Polizeifahnder des Polizeipräsidiums Danzig war beispielsweise ein Preuße polnischer Nationalität mit Namen Leo v. Marczyński. Er wurde am 16. Januar 1874 in Inowrazlaw, Reg.-Bez. Bromberg, geboren, besuchte das dortige Gymnasium und wollte später einmal studieren. Doch sein Vater geriet in „Vermögensverfall“, und der Sohn musste seine Träume von einem Studium aufgeben. Zunächst trat er als einfacher Polizeibeamter in die Polizeiverwaltung seiner Heimatstadt ein, wurde aber bald wegen seiner Schulbildung und polnischen Sprachkenntnisse als Kriminalschutzmann zur Politischen Polizei in die Provinzhauptstadt Posen – und später dann sogar als Kriminalkommissar zur Politischen Polizei ans Polizeipräsidium von Danzig – versetzt. Neben seiner Tätigkeit als Spionageabwehr-Polizist war Leo v. Marczyński zur Überwachung polnischer politischer Versammlungen, zur Lektüre der entsprechenden Regionalzeitungen und zur Zensur von Theateraufführungen eingesetzt, die in der Provinz Posen und in Westpreußen auf

Polnisch stattfinden sollten. Daran zeigt sich, in welchem hohem Maße den in aller Regel nur deutschsprachigen Polizei- und Verwaltungsbehörden schlechthin alles, was in der ihnen unverständlichen polnischen Sprache geäußert und geschrieben wurde, suspekt gewesen sein muss.

Allerdings gab es in Westpreußen um 1910 tatsächlich eine ganze Reihe von Spionagefällen, in die Westpreußen polnischer Nationalität, zumeist junge Nationalisten, verwickelt waren. Im April 1914 meldete der Kompaniechef der 10. Kompanie des in Thorn stationierten preußischen Infanterieregiments Nr. 61 der Polizei, dass sich zwei junge Polen an einen seiner Unteroffiziere herangemacht hätten. Es handelte sich bei den beiden Polen um einen gewissen Arthur Heyduk, einen vormaligen Studenten der katholischen Theologie, sowie um den stellungslosen Handlungsgehilfen Waclaw Koniecki. Beide wollten vom Unteroffizier Kurth militärische Details erfahren, um sie über die nahegelegene Grenze zu Russisch-Polen an russische Militärpersonen zu verkaufen. Der Unteroffizier meldete die Angelegenheit pflichtbewusst sofort seinem Vorgesetzten und stellte sich auf Bitte der Danziger Politischen Polizei als V-Mann zur Verfügung. Dem Unteroffizier gelang es auf diesem Wege, zu erfahren, dass Heyduk und Koniecki bereits einen jungen und leichtsinnigen preußischen Beamtenanwärter, den im Thorner Militärbauamt als Schreiber tätigen Willy Fenske, als Informanten angeworben hatten. Fenske hatte ihnen schon gewisse, zwar zweitrangige, doch geheime Mobilmachungsunterlagen zur Kenntnis gegeben. Von Unteroffizier Kurth wollten die beiden Polen hingegen einen „Festungsplan von Thorn“ erhalten, den sie für gutes Geld an die Russen zu verkaufen gedachten. Dazu hatte man bereits im russischen Grenzbahnhof Alexandrowo nahe Thorn Verbindung zu russischen Geheimdienstoffizieren aufgenommen. Unteroffizier Kurth brachte von den beiden jungen Mochtetern-Spionen, zu denen noch ein weiterer Handlungsgehilfe polnischer Nationalität namens Wladislaw Kaszubowski gehörte, alles Wissenswerte über deren Absichten in Erfahrung – bevor sie die Danziger Politische Polizei schließlich verhaftete. Die Spione, die mehrheitlich noch minderjährig waren, erhielten wegen ihrer Jugend nur mäßige Gefängnisstrafen, während der bereits volljährige Koniecki für vier Jahre ins Zuchthaus geschickt wurde.

Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte es in Thorn einen Spionageversuch eines Preußen polnischer Nationalität gegeben, der in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte. Der vormalige Feldwebel Johann Bönigk hatte sich als Pächter des Restaurants „Reichskrone“ in der Katharinenstraße niedergelassen. Weil bekannt war, dass er früher als Unteroffizier gedient hatte, verkehrten besonders viele Militärpersonen in seinem Lokal. An ihn trat Anfang Dezember 1913 der preußische Staatsbürger polnischer Nationalität Bronislaus Osinski heran, um ihm



*Der Grenzbahnhof von Alexandrowo (Ansichtspostkarte um 1910). Hier waren am 3. und 4. September 1879 der russische Zar Alexander II. und der deutsche Kaiser Wilhelm I. zu Gesprächen zusammengekommen. Späterhin, vor allem im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, wurde der Bahnhof als günstig gelegener Übergabepunkt für Geheimdienst-Informationen genutzt.*

einen lukrativen Vorschlag zu machen. Osinski war Förster von Beruf und hatte in Russisch-Polen eine entsprechende Stellung bekleidet. Nun war er in seine Heimatstadt zurückgekehrt, aber stellungslos. Er schlug Bönigk vor, militärische Angaben, die er von seinen Restaurantbesuchern erfahren würde, nach Russland zu verkaufen. Auch habe man dort Interesse an preußischen „Gewehrslössern“. Beide Männer könnten gemeinsam zum russischen Grenzbahnhof Alexandrowo reisen, wo sich russische Offiziere aufhielten, die für derlei Informationen viel Geld zahlten. Bönigk meldete den Vorfall allerdings sofort den Thorner Polizeibehörden. Man verhaftete Osinski, führte bei ihm eine Hausdurchsuchung durch, die allerdings ergebnislos blieb. Der Verdächtige redete sich darauf hinaus, dass Bönigk ihn völlig missverstanden haben müsse, und weil hier letztlich Aussage gegen Aussage stand, mussten die staatlichen preußischen Behörden Bronislaus Osinski wieder laufen lassen. Wenn die westpreußische Geschichte seit der Reichsgründung im Lichte einschlägiger Statistiken und Verwaltungsakten betrachtet wird, lässt sich genauer nachvollziehen, dass die verschärften preußischen Germanisierungsbestrebungen zwar nur geringe Erfolge erzielten, aber bei der polnischen Minderheit Distanzierungsbewegungen hervorriefen bzw. verstärkten. Da diese Wendung gegen alles Deutsche ihrerseits wiederum bestehende Überfremdungssängste potenzierte, ergab sich fast zwangsläufig eine Spirale von gegenseitigem Misstrauen, an deren Endpunkt sich bis zum Ende des Ersten Weltkrieges letztlich ein hochbrisantes Gemisch aus wechselseitiger Enttäuschung, aus Verachtung und Feindschaft gebildet hatte.

✎ Jürgen W. Schmidt



# AUFGERÄUMTE ERINNERUNGEN

Die STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG präsentiert seit dem 21. Juni die Dauerausstellung ihres Dokumentationszentrums. Die Stärken ihres Konzeptes sind ebenso deutlich wie dessen Grenzen

Von Tilman Asmus Fischer

„Kunst aufräumen“ lautet das Programm, mit dem Ursus Wehrli seit gut zwanzig Jahren Erfolge feiert und aus dem neben diversen Büchern und Bühnenprogrammen sogar eine Briefmarke der Schweizerischen Post hervorgegangen ist: Der Schweizer Künstler und Kabarettist nimmt sich bekannter wie unbekannter Kunstwerke an und sortiert ihre Elemente nach formalen Kriterien. Dadurch eröffnet er neue Perspektiven auf Bekanntes und erprobt ‚Ordnungen‘, bei denen je zu fragen ist, inwieweit sie den Kunstwerken inhärent sind oder ex post auf diese angewendet werden. An das Œuvre Wehrlis mag sich erinnert fühlen, wer am Ende eines Rundgangs durch die Dauerausstellung des unlängst eröffneten Dokumentationszentrums der STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG (SFVV) im Berliner Deutschlandhaus vor einer großen Wandvitrine zu stehen kommt. Diese versammelt 251 Exponate der früheren Altvater-Heimatstube. Einstmals in Gärtringen von heimatvertriebenen Sudetendeutschen zusammengetragene und ausgestellte Stücke, hinter denen individuelle Geschichten und Bedeutungen stehen, sind hier platzökonomisch nach Themengebieten (Kruzifix neben Kruzifix, Werkzeug neben Werkzeug, Bergkristall neben Bergkristall, etc.) sortiert zu sehen. In Analogie zu Wehrlis Ansatz könnte die Vitrine den Titel „Erinnerungen aufräumen“ tragen – und gewissermaßen scheint dies als Motto auf die Dauerausstellung in Gänze zuzutreffen. Hierin liegen sowohl die Stärken als auch die Grenzen der in den vergangenen Jahren – von Fachkreisen wie der Medienöffentlichkeit – äußerst vehement diskutierten Gedenkstätte in der Bundeshauptstadt.



„Ursus Wehrli – Kunst aufräumen“ – Sondermarke à CHF 1.00



Gegenstände aus einer sudetendeutschen Heimatstube

## Erinnerungstransfer

Zunächst zu den Stärken: Die Dauerausstellung eröffnet neue Perspektiven auf den Themenkomplex von Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Dies vermag sie in dem Sinne, dass sie einen wichtigen Beitrag zu einem sich bereits seit Jahren vollziehenden Transformationsprozess leistet, der dadurch bedingt ist, dass zum einen die Erfahrungen von und Erinnerungen an Flucht und Vertreibung von nur noch einer immer kleiner werdenden Gruppe von Zeitzeugen selbst vermittelt werden können. Zum anderen befinden sich auch die von ebendiesen Betroffenen geschaffenen Institutio-



Das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung



Handwagen

nen, Medien und Formate – landsmannschaftliche Organisationen, Museen, Sammlungen, Periodika, Heimattreffen – in einem Prozess der Übergabe an Generationen Nachgeborener, für die der Bezug auf die Heimatgebiete und das historische Schicksal des Heimatverlustes nicht mehr selbstverständlich ist. Dies erfordert eine Erklärungs- und Verständigungsleistung: Das materielle wie immaterielle Fluchtgepäck ist zu erfassen, zu bewahren und in einer Weise zu präsentieren, die auch für künftige Generationen anschlussfähig ist.

Dies zu leisten, ist das entscheidende Verdienst der SFVV. Sie macht im Hauptteil der Dauerausstellung im zweiten Obergeschoss des Deutschlandhauses anhand individueller Beispiele anschaulich, was die Zwangsmigration der Deutschen aus den historischen Reichs- und Siedlungsgebieten bedeutete. Sie ordnet diese exemplarischen Schicksale in ihre Vor- und Nachgeschichte ein – also den Nationalsozialismus bzw. den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit von der Ver-

triebenenintegration bis hin zur Verständigung mit den Völkern Ostmitteleuropas. Bereits im ersten Obergeschoss findet eine Einordnung in den Gesamtzusammenhang europäischer Zwangsmigrationen im langen zwanzigsten Jahrhundert statt, und es werden Bezüge hergestellt zu gegenwärtigen Formen von Flucht und Vertreibung.

## Individualisierung

Die Art und Weise, in der die Dauerausstellung Erinnerungen ‚räumt‘ – also in einer zugänglichen Weise (ein-)ordnet und präsentiert – hat jedoch auch deutliche Grenzen: Die wohl wichtigste kann darin gesehen werden, dass die Anschaulichkeit deutscher Flucht-, Vertreibungs- und Aussiedlungs-Schicksale den Preis hat, dass durch die starke Individualisierung der Präsentation der Blick auf verallgemeinerbare Phänomene bisweilen verloren geht. So, wie die Einzelexponate der Altvater-Heimatstube für sich nebeneinander präsentiert werden, ohne dass sie jedoch durch eine Rahmung in ein Verhältnis zueinander gesetzt würden, wird die Zwangsmigration der Deutschen gleichfalls über Einzelschicksale thematisiert, die als solche nebeneinanderstehen. Diese machen für sich und in ihrer Gesamtheit durchaus deutlich, wie facettenreich die Erfahrungen sein konnten, die sich mit Flucht und Vertreibung verbanden. Jedoch bleibt dem Besucher, der ohne Vorkenntnisse die Ausstellung



Blick in die Ständige Ausstellung

besucht, verschlossen, in welcher Weise die biografischen Einzelfälle für die Gesamtheit des deutschen Vertreibungsschicksals repräsentativ sind oder in welcher Weise in ihnen Spezifika einzelner Regionen oder Phasen der Zwangsmigration zum Ausdruck kommen.

So präsentiert die Ausstellung etwa das Schicksal des 1935 im ostpreußischen Insterburg geborenen Werner Kaschärus, der nach Kriegsende, von seiner Mutter getrennt, nach Lettland gelangte, wo er von einer Bäuerin aufgenommen wurde und aufwuchs. Dass es sich bei Kaschärus um ein „Wolfskind“ handelt, wird nicht expliziert; dass er damit für eine spezifische Opfergruppe unter anderen steht, erfährt der Besucher nicht. Dies ist umso erstaunlicher, als diese Gruppe spätestens seit dem Kinofilm *Wolfskinder* (2013) und dem Medienecho auf die Veröffentlichungen von Christopher Spatz in der breiteren Öffentlichkeit durchaus einen Begriff darstellt, auf den sich in verständnisfördernder Weise Bezug nehmen ließe.



*Der Raum der Stille nach einem Entwurf von Königs Architekten aus Köln*



*Blick in die Bibliothek*

## Leerstellen

Problematischer mag freilich das Resultat des Ausleseprozesses sein, das in den meisten Fällen mit dem Aufräumen einhergeht. Nun befindet sich Ursus Wehrli in der glücklichen Lage, dass die Betrachter seiner aufgeräumten Kunstwerke just erwarten, alle Elemente des ursprünglichen Bildes auch in seiner geordneten Version wiederzufinden. Wer jedoch Geschichte und mit ihr verbundene Erinnerungen „aufräumt“, ist angesichts der zu präsentierenden Masse an Information und des Ziels der Übersichtlichkeit gezwungen, auszuwählen und Schwerpunkte zu setzen. Dabei wird fehlende Detailgenauigkeit im Dienste der Museumsdidaktik dem Kurator am Ende wohl auch noch gedankt. Doch besteht die Gefahr, als Detail zu fassen und auszublenden, was womöglich mehr als ein Randphänomen ist. Dies gilt zum einen für die Versenkung der WILHELM GUSTLOFF am 30. Januar 1945. Dass das größte Unglück der Seefahrtsgeschichte – welches zudem pars pro toto für die Flucht über die Ostsee steht – erst als Gegenstand der Erinnerungskultur der Nachkriegszeit in den Blick genommen wird, jedoch im Ausstellungsteil zu Flucht und Vertreibung selbst unterbelichtet bleibt, erscheint fragwürdig.

Bedenklicher ist die Aussparung sexualisierter Gewalt im Kontext von Zwangsmigrationen. Zwar wird dieses Phänomen in der allgemeinen Einführung des ersten Obergeschosses angesprochen – angesichts von ca. 1,4 Millionen durch Angehörige der Roten Armee vergewaltigter Frauen unter den deutschen Opfern von Flucht und Vertreibung stellt sich jedoch durchaus die Frage, weshalb dieser Problematik nicht in hervorgehobener Weise nachgegangen wird. Dies umso mehr, als es an dieser Stelle gegolten hätte, eine Opfergruppe zu Wort kommen zu lassen, aus deren Reihen – aus mehr als verständlichen Gründen – nur die wenigsten bereit waren, über das Erlebte zu sprechen. Warum, so ließe sich zugespitzt fragen, scheint den Machern der Ausstellung die Frage geschlechtlicher Identität im Kontext von Flucht und Vertreibung derart bedeutsam zu sein, dass sie sich – entgegen der zumindest noch in Geltung stehenden Konventionen anderer großer Kultureinrichtungen – für eine gegenderte Sprache in den Texttafeln entscheiden, wenn andererseits eine en masse aufgetretene Form geschlechtsspezifischer Gewalt inhaltlich nur eine Nebenrolle spielt?

## Potenziale

Trotz der Leerstellen des Versuchs, in der Dauerausstellung Erinnerung „aufzuräumen“ – deren Identifizierung sich selbstverständlich den Interessen und Perspektiven des jeweiligen Betrachters verdankt –, eröffnet

das Dokumentationszentrum in seiner Gänze dennoch die Möglichkeit einer umfassenden wie detailgenauen Beschäftigung mit der deutschen Vertreibungsgeschichte. (Darüber hinaus ist das Dokumentationszentrum übrigens nicht nur ein Ort der Wissensvermittlung, sondern bietet auch Gelegenheit zum Innehalten und zur Reflexion mit transzendenten Bezügen. Hierzu dient der im Eingangsbereich befindliche *Raum der Stille*.)

Schließlich bietet das Haus zum einen eine Spezialbibliothek sowie ein Zeitzeugenarchiv mit einem Lesesaal, der für wissenschaftliche Recherchen ebenso zur Verfügung steht wie für vertiefende Lektüren und familienkundliche Forschungen. Zum anderen darf darauf gehofft werden, dass über das im Frühjahr anlaufende Programm an Sonderausstellungen Aspekte vertieft werden, durch die die Dauerausstellung – zumal hinsichtlich ihres Schwerpunktes: „Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkriegs“ – in sinnvoller Weise ergänzt wird. Den Auftakt wird die Ausstellung *Unser Mut. Juden in Europa 1945–48* machen. Hierbei handelt es sich um eine Wanderausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt. So spannend und wichtig das Thema ist: Den programmatisch bedeutsamen Bereich der Sonderausstellungen mit einer Leihausstellung zu eröffnen, verspielt die Chance, in markanter Weise deutlich zu machen, welche Akzente der Hausherr selbst, also das Team der SFVV, in seinem Dokumentationszentrum mit selbstkuratierten Ausstellungen zu setzen bestrebt ist. Dies erfahren zu können, darf somit auch noch etwas länger mit Interesse abgewartet werden. **st**

### DOKUMENTATIONSZENTRUM FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG

Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 10 bis 19 Uhr

(Bibliothek und Zeitzeugenarchiv: Dienstag bis Freitag, 10 bis 19 Uhr)

Eintritt frei

**Weitere Informationen** – auch über die gegenwärtigen Möglichkeiten des Museumsbesuchs unter Pandemie-Bedingungen:

[flucht-vertreibung-versoehnung.de](http://flucht-vertreibung-versoehnung.de)



# einladung zu sonderausstellungen im unteren weichselland

## ELBING

Nachdem die Ausstellung von Aquarellen und Zeichnungen Alfred Arndts im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, dem Besitzer dieser Werke, sowie im Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf präsentiert worden war, ist sie nun auch in die Geburtsstadt des Bauhaus-Architekten und bildenden Künstlers, nach Elbing, gekommen. Arndt, der sich 1921 in Weimar niederließ und späterhin in anderen deutschen Städten verweilte, kehrte in den 1930er Jahren immer wieder ins Land am Frischen Haff zurück und hielt dessen Reize künstlerisch fest. Neben den Ansichten der Haffküste in Tolckemitt und Reimannsfelde oder

Alfred Arndt: Fischerboote im Hafen (Mastenwald) (Aquarell 1937)

Bleistiftskizzen von Reusen, Bojen und Netzen bei Kahlberg sind in seinen Werken auch andere, ostpreußische Motive präsent wie Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung oder die masurischen Seen. Zu den Exponaten gehören sechs Skizzenbücher des Künstlers aus den Jahren von 1915 bis 1920, in denen Arndt, der sich in dieser Zeitspanne der Wandervogel-Bewegung angeschlossen hatte, seine Eindrücke von den „fröhlichen Wanderfahrten“ durch die ostpreußischen Landschaften zu Papier gebracht hat. Die Ausstellung *Alfred Arndt. Akwarele i rysunki elbląskiego architekta i malarza* [Alfred Arndt.



Aquarelle und Zeichnungen des Elbinger Architekten und Künstlers im Archäologisch-Historischen Museum in Elbing läuft bis zum 31. September.

→ [muzeum.elblag.pl](http://muzeum.elblag.pl)



## ZOPPOT

Etwa 150 Aufnahmen von Zoppot vom Anfang des 20. Jahrhunderts werden gegenwärtig im Museum von Zoppot präsentiert. Sie stammen von John Faltin, der 1846 in Danzig geboren wurde und von

Beruf Buchhalter war, sich aber intensiv als Fotograf betätigte. Die Ausstellung *John Faltin – fotograf Sopotu* [John Faltin – ein Fotograf von Zoppot] gewährt Einblicke in die Wendezeit, in der Zoppot von einem stillen Seeort zu einem vielbesuchten Kurort und Modebad wurde. Obwohl Faltin nur als Amateur arbeitete, der kein eigenes Atelier hatte, wurden seine Aufnahmen von verschiedenen Verlagen, darunter dem namhaften Verlag von Clara Bernthal, in deren Programme aufgenommen. Viele seiner Fotos wurden als Ansichtspostkarten herausgegeben – so eine Abbildung vom Abbau des zweiten Kurhauses, die als eine „Abschiedskarte vom alten Kurhaus“ erschien, oder seine Wiedergabe der Zoppoter Erlöserkirche, die in einer jugendstilartigen Umrahmung von Weidenkätzchen als Osterkarte angeboten

wurde. Festgehalten wurden von Faltin auch Innenräume der damals modernen Kurgebäude. Überdies können in der Ausstellung Familienaufnahmen betrachtet werden. (John Faltin war unverheiratet geblieben, hatte aber sechs Geschwister.) Sie sind als Leihgabe der Finnischen Nationalbibliothek nach Zoppot gekommen und stammen aus dem Nachlass von Richard Faltin, einem Bruder von John, der sich in Finnland als Komponist einen Namen gemacht hat. Ergänzt werden die Ausstellungsstücke zudem durch Leihgaben aus Privatbesitz sowie aus der Sammlung des Museums für Kinematografie in Łódź, die die Entwicklung der Fototechnik zu Lebzeiten von John Faltin veranschaulichen. Die Ausstellung kann bis zum 17. Oktober besichtigt werden.

→ [muzeumsopotu.pl](http://muzeumsopotu.pl)

## DANZIG

Durch ca. 200 Exponate wird in der Ausstellung *Dominikanie w Gdańsku. 800 lat Zakonu dominikanów w Polsce* [Die Dominikaner in Danzig. 800 Jahre der Geschichte des Dominikanerordens in Polen], die das Museum von Danzig bis zum 15. November im Rechtstädtischen Rathaus veranstaltet, das jahrhundertelange Wirken dieses Ordens erschlossen. Im Mittelpunkt stehen dabei die geschichtliche Entfaltung seiner vielfältigen Tätigkeiten in Danzig sowie die Danziger Nikolaikirche, die Heimstatt des

Predigerordens in der Stadt an der Mottlau. Gezeigt werden beispielsweise Kostbarkeiten aus der Schatzkammer der Kirche, von denen viele dem Publikum noch unbekannt sind – so ein kunstvolles silbernes Reliquienkreuz von 1731 und eine Darstellung der Mondsichelmadonna aus dem 17. Jahrhundert. Zu den wertvollsten Stücken gehört ein 500 Jahre alter, aus Bernstein gefertigter Rosenkranz, der im Grab eines Danziger Ordensbruders entdeckt worden war.

→ [muzeumgdansk.pl](http://muzeumgdansk.pl)



## DANZIG

Ein mit Gravuren verzierter Trauring oder ein Anhänger mit einer beschädigten Europaflagge sind einige der 300 Arbeiten von 130 Juwelieren aus aller Welt, die im neu eröffneten Bernsteinmuseum zu sehen sind. Die Ausstellung *Moim zdaniem* [Meiner Meinung nach], die bisher schon in mehreren anderen polnischen Städten Station gemacht hat, gibt einen Eindruck davon, dass auch Schmuck eine, wenngleich mehrdeutige und nicht immer sofort erkennbare Botschaft vermitteln

kann und dass seine Schöpfer auch in der Lage sind, die sie umgebende politische, gesellschaftliche und ökonomische Lebenswirklichkeit mit oft brennenden Problemen – wie #MeToo, die Krisen der Ökologie und der Flüchtlingsströme oder das Mensch-Tier-Verhältnis – zu thematisieren und zu kommentieren. Die Besucher können sich auch ihrerseits dazu äußern, indem sie die Empfindungen, die einzelne Exponate bei ihnen hervorrufen, durch rote oder grüne Aufkleber kennzeichnen. Die Ausstellung kann bis zum 31. Januar 2022 besichtigt werden.

→ [muzeumgdansk.pl/oddzialy-muzeum/muzeum-bursztynu](http://muzeumgdansk.pl/oddzialy-muzeum/muzeum-bursztynu)





Plakat *Dieses Jahr: Danzig Zoppot*  
 Farbdruck von Bruno Paetsch,  
 Danzig o. J. (1930er Jahre)

## ... im deutschen Sprachraum

### WARENDORF

Erst im 19. Jahrhundert rückte das Reisen allmählich ins Blickfeld der bürgerlichen Schichten, die sich eine Fahrt in die „Sommerfrische“ zu leisten vermochten. Dank dem populärer werden, bald kommerzialisierten Fremdenverkehr kam auch Westpreußen als Reiseziel in Betracht. Touristen suchten die Seebäder an der Ostsee auf, Kunst- und Kulturinteressierte zog es in die

alten Hansestädte Danzig und Thorn oder zu den mittelalterlichen Baudenkmälern des Deutschen Ordens, während die Naturfreunde die wald- und seenreiche Kaschubei aufsuchten. Die Ausstellung im Westpreußischen Landesmuseum, die noch bis zum 17. Oktober läuft, folgt den Spuren der Reisenden und präsentiert fotografische Impressionen heutiger touristischer Attraktionen in der Region an der unteren Weichsel. (WLM, Klosterstraße 21, 48231 Warendorf)

→ [westpreussisches-landesmuseum.de](http://westpreussisches-landesmuseum.de)

### FRANKFURT AM MAIN

Die Weimarer Republik war eine Zeit großer Innovationen in der modernen Fotografie. Zahlreiche Fotografinnen und Fotografen bedienten mit ihren Werken eine immer stärkere Nachfrage nach Bildern für Presse und Werbung oder publizierten ihre Aufnahmen in aufwendigen Fotobüchern. Ein Katalysator für diese Entwicklung war die Erfindung der Kleinbildkamera in den 1920er Jahren, die eine bislang nie dagewesene Bewegungsfreiheit und ungewöhnliche Blickwinkel ermöglichte. Ein „Neu Sehen“ bezog sich in dieser Zeit gleichermaßen auf das Fotografieren wie das Betrachten. Die Bildsprache wurde direkter, klarer und vielfach grafischer. In ihrer nüchternen Strenge entsprach sie

dem Bedürfnis einer Gesellschaft, die nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges realitätsnahe Darstellungen bevorzugte. Bis zum 24. Oktober beleuchtet das Städel Museum in einer Ausstellung unter dem Titel *Neu Sehen. Die Fotografie der 20er und 30er Jahre* die unterschiedlichen Tendenzen in der Fotografie der Moderne und gibt anhand einer Einführung und sieben thematischen Kapiteln Einblicke in die verschiedenen Gebrauchskontexte der Fotografie in der Zwischenkriegszeit. (Städel Museum, Schaumainkai 63, 60596 Frankfurt am Main)

→ [staedelmuseum.de/de/neu-sehen](http://staedelmuseum.de/de/neu-sehen)

Hans Robertson,  
 Der Tänzer Harald  
 Kreutzberg, 1925



FOTO: STÄDEL MUSEUM

### LÜBECK

Die 1980er Jahre sind ein Jahrzehnt voller politischer und kultureller Widersprüche. Zugleich herrscht Angst vor dem Atomkrieg, dem sauren Regen oder dem Waldsterben. Die Ausstellung *Into the Trees*, die bis zum Jahresende im Günter Grass-Haus zu besichtigen ist, schlägt den Bogen von heute zurück in diese Zeit. Sie zeigt, welche Bedeutung der Wald im Schaffen des Schriftstellers, Malers und Bildhauers Günter Grass hatte, für den der Verlust des Waldes vor allem einen Verlust von Kultur bedeutete. In Poesie und Prosa, in Aquarellen, Zeichnungen, Lithographien und Plastiken beschäftigt sich der Künstler immer wieder mit dem Thema der



stetig fortschreitenden Zerstörung der Umwelt durch den Menschen. *Into the Trees* präsentiert eine Auswahl an Originalen aus verschiedenen künstlerischen Ausdrucksformen. Volker Schlöndorff erzählt in einem Interview, was ihn mit Grass und dem Wald verbindet. Eine eigens für die Ausstellung entwickelte Filminstallation lässt die Lebenswelt der 1980er Jahre aufleben – jene Zeit, in der auch der Roman *Die Rättin* entstanden ist. Zudem fragt die Ausstellung, welche Beziehung wir heute zum Wald haben, der gerade in der zurückliegenden Zeit der Pandemie für viele zu einem neuen Zufluchtsort, zur Erholungs- oder zum Versteck für verbotene Treffen geworden ist. (Günter Grass-Haus, Glockengießerstraße 21, 23552 Lübeck)

→ [grass-haus.de](http://grass-haus.de)

### HAMBURG

Mit dem Projekt *Heimaten. Eine Ausstellung und Umfrage* widmet sich das Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg (MK&G) bis zum 9. Januar 2022 einem Thema, das höchst kontrovers diskutiert wird. Nur wenige Begriffe sind emotional so aufgeladen, politisch wie kommerziell so instrumentalisiert, sentimental so besetzt und so subjektiv wie dieser. Die eine, für alle Menschen gleichermaßen gültige Definition von Heimat gibt es nicht. Aufgrund dieser Annahme ist die Ausstellung offen, partizipativ und vieldeutig angelegt. Ganz bewusst gibt das kuratorische Team keine abschließenden Antworten darauf, was Heimaten sind oder sein könnten. Stattdessen werden Fragen gestellt, gebündelt in sieben zentrale Themen, die die Ausstellung strukturieren. Jedes der rund 150 Exponate – von der antiken Keramik bis zum Computerspiel – ist einer von sie-



Ausstellungsauftritt im MK&G

ben Hauptfragen zugeordnet und dient den Besuchern als Denkanstoß und Diskussionsstoff zur Beantwortung auch differenzierter, untergeordneter Fragen. Das Publikum ist eingeladen, seine Antworten per Smartphone schriftlich festzuhalten, die dann umgehend an die Wände projiziert und damit Teil von „Heimaten“ werden. Im gleichen Sinne enthält die Schau vor allem zu Beginn auch freie Podeste und Vitrinen, die sich erst im Laufe der Ausstellungsdauer durch performative Projekte füllen werden. In gemeinsamen Aktionen sind somit alle eingeladen,

die Vielfalt der Gesellschaft ins Museum zu tragen und deren ständigen Wandel sinnfällig zu machen. (Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Steintorplatz, 20099 Hamburg)

→ [mkg-hamburg.de/de/ausstellungen/aktuell/heimaten.html](http://mkg-hamburg.de/de/ausstellungen/aktuell/heimaten.html)

# Eine Geschichte der Haffuferbahn

**A**m 1. April 2006 wurde der Zugverkehr auf der Bahnlinie Nr. 254 endgültig eingestellt. Seitdem taucht Jahr für Jahr, insbesondere kurz vor der Eröffnung der Sommersaison, die Forderung auf, den Verkehr auf dem Schienenstrang entlang des Frischen Haffes wiederaufzunehmen. Den größten Hemmschuh bilden dann regelmäßig ökonomische Erwägungen, denn eine Wiederbelebung der Bahn dürfte momentan gänzlich unrentabel sein. Deshalb trafen sich vor einigen Monaten Mitglieder der lokalen Selbstverwaltung, um die Möglichkeiten zu diskutieren, entweder die immer mehr verfallenden Gleise abzubauen und an dieser Stelle einen Wander- und Radweg einzurichten, oder aber die Infrastruktur zu bewahren und mit Eisenbahn-Draisinen zu nutzen. Der Wunsch, auf dem höchst pittoresken Schienenweg wieder einmal Züge fahren zu sehen, wird anscheinend unerfüllbar bleiben.

Alle, die sich noch voller Melancholie an sommerliche Zugfahrten durchs Land am Frischen Haff erinnern können oder die sich mit der Geschichte dieser Region genauer vertraut machen wollen, sollten unbedingt nach einer sorgfältig gestalteten, im vorigen Jahr erschienenen Monografie von Magdalena Pasewicz-Rybacka greifen, die die Entwicklung der Haffuferbahn bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges thematisiert. Die Autorin ist Doktorandin an der historischen Fakultät der Universität Danzig und hat sich unter vielfältigen Perspektiven mit der Haffuferbahn auseinandergesetzt. Ihr Interesse an diesem besonderen Verkehrsmittel wurde nicht zuletzt durch ihre Großmutter geweckt, die die Bahn in der Nachkriegszeit selbst des Öfteren benutzte und davon erzählte. Ihr hat die Autorin diese Abhandlung gewidmet.

Das Buch besteht aus vier Kapiteln („Zwischen Elbing und Braunsberg“, „Die Entwicklung des Eisenbahnwesens in den preußischen Provinzen“, „Die Haffuferbahn“ und „Die Eisenbahn in der Hafflandschaft“), in denen die Geschichte der Haffuferbahn vor dem Hintergrund der Wirtschaftsgeschichte von Ost- und Westpreußen sowie des Eisenbahntransports in den beiden Provinzen aufschlussreich und detailliert geschildert wird. In einem Anhang folgen zudem: ein Verzeichnis der im Text genannten Ortsnamen mit ihren deutschen Entsprechungen, eine Übersicht über die Mitarbeiter des Unternehmens für die Jahre 1900 bis 1914 sowie eine polnische Übersetzung des Artikels „Elbing und die Haffuferbahn“, den Oskar Meyer mit Aufnahmen des Elbinger Fotografen L. Basilius im Jahrgang 1901/1902 des deutschen illustrierten Unterhaltungsblatts *Über Land und Meer* veröffentlicht hatte.

In ihren Recherchen stützte sich die Autorin auf eine Vielzahl von Quellen: von den Akten der Eisenbahndirektion Danzig oder des Oberpräsidiums der Provinz Westpreußen über Daten und Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklung der Region und die zeit-

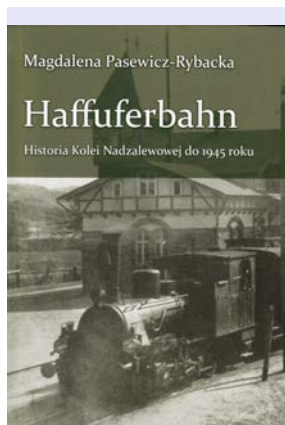
genössische lokale Tagespresse bis zu landeskundlichen Abhandlungen, Fremdenführern und nicht zuletzt auch bis zur inzwischen in polnischer Sprache publizierten Literatur. Dabei ist es der Autorin gelungen, nicht nur die öffentlich zugänglichen Archivbestände und Quellen auszuwerten, sondern auch im Privatbesitz befindliche Familienunterlagen, in die ihr eine Ururenkelin von Ernst Hantel – dem Hauptinitiator und ersten Direktor der Bahn – Einsicht gewährte.

Das Buch bietet solide statistische Informationen, beispielsweise über die Zahl der Fahrgäste, die von ihnen genutzten Wagenklassen oder die Fahrkartenpreise. Zudem gibt eine Reihe von einzelnen Bestimmungen oder Vorgängen Einblicke in den sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext des Eisenbahnbetriebs. So berichtet die Autorin, dass die Braunsberger Katharinschwester Anspruch auf eine Sonderermäßigung hatten, oder schildert die gerichtliche Auseinandersetzung zwischen der Leitung der Haffuferbahn-AG und den Verwaltern des kaiserlichen Guts Cadinen, die grundsätzlich durchsetzen wollten, dass die entsprechende Bahnstation ausschließlich von der kaiserlichen Familie und Angehörigen des Hofes genutzt werden dürfte. Freilich erfahren die Leser auch, dass die Abkürzung HUB vom Volksmund nicht in „Haffuferbahn“, sondern in „Hält und bummelt“ aufgelöst wurde.

Ausführlich geht Magdalena Rybacka-Pasewicz auf die Stationsgebäude der Bahn ein. (Über die architektonischen Besonderheiten der Station in Tolkemit hat sie übrigens in der Zeitschrift *Masovia* schon vor einiger Zeit einen eigenen Beitrag veröffentlicht.) Diese ebenfalls profunden Abschnitte führen bis in aktuelle Diskussionen über die weitere Nutzung dieser Immobilien. In Tolkemit beispielsweise ist das Gebäude 2017 von einem privaten Investor übernommen worden, wird gegenwärtig saniert und erhält dann eine neue Zweckbestimmung.

Eigens hervorzuheben ist bei dieser Publikation das reiche und vielfältige – und ggf. auch in Farbe wiedergegebene – Bildmaterial. Besonders interessant sind hier die bislang weitgehend unbekanntenen Aufnahmen aus der Privatsammlung der Familie Hantel. Bemerkenswert sind, um wenigstens zwei Beispiele zu nennen, aber auch – abgesehen von der niedrigen Wiedergabequalität – ein vom *Pangritz Kurier* übernommenes Foto des Bahnhofsgebäudes Elbing Stadt aus der Nachkriegszeit, das den Zustand noch vor der Umwandlung in ein hässliches und stilloses Wohngebäude zeigt, oder ein Aquarell aus dem Jahre 1936: Dort wird ein innerstädtischer Bahnübergang von einem Uniformierten gesichert, der mit einer roten Fahne in der Hand dem Zug zu Fuß vorangeht. Insgesamt gelingt es der Verfasserin, ihr regional-historisches Thema grundlegend zu erschließen und es in einer derart ansprechenden Weise aufzubereiten, dass sie nicht nur speziell interessierte Leser für die Geschichte der Haffuferbahn gewinnen können. Deshalb wäre es sehr wünschenswert, wenn die vorliegende Publikation über diese berühmte Nebenbahn des Reichsbahnnetzes auch auf deutscher Sprache vorläge.

✉ Joanna Szkolnicka



Magdalena Pasewicz-Rybacka

**Haffuferbahn.**  
**Historia Kolei Nadzalewowej**  
**do 1945 roku**

Grajewo: EKO-DOM, 2020

141 S. mit neun Tab.  
und 68, teils farb. Abb.,  
Softcover, 25 Złoty  
ISBN 978-83-957384-6-3

# DIE HAND AUS DEM JENSEITS

Der Fotograf und Bildanalytiker Timm Rautert wird 80 Jahre alt

Von Alexander Kleinschrodt



FOTO: CTK / ALAMY STOCK FOTO

*Für Timm Rautert ist Fotografie das, was man damit macht. Hier kommentiert er bei einer Ausstellungseröffnung in Prag 2018 eigene Aufnahmen aus dem Jahr 1967.*

**Bereits während seines Studiums gelangen Rautert in New York, Japan und der Bundesrepublik Aufnahmen, die mit den Jahren immer interessanter zu werden scheinen. Heute blickt der „zufällig“ im Land an der unteren Weichsel geborene Fotokünstler zurück auf ein sechs Jahrzehnte umspannendes Werk. Mit seinem vielfältigen Schaffen hat Rautert das ganze Terrain der heute auf dem Rückzug befindlichen analogen Fotografie zugänglich gemacht.**

**M**an kann Timm Rautert an den unterschiedlichsten Stellen begegnen. Wer sich mit der Kunst und den Kreativen der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit schon eines seiner Künstlerporträts gesehen, zum Beispiel das von Andy Warhol, dem Star der Pop-Art, der sich hier entrückt zeigt, mit geschlossenen Augen. Oder von Pina Bausch, der introvertierten Pionierin des Tanztheaters, die breit lächelnd wie selten in die Kamera blickt. Vielleicht fällt einem auch in einem Café eine abgegriffene Ausgabe des Reisemagazins *Merian* in die Hände. Man schlägt sie auf und kann dank Timm Rautert einer unkenntlichen Gestalt mit Regenjacke über die Schulter schauen, die gerade dabei ist, ein Modellflugzeug in den weiten, wolkenverhangenen Himmel der hessischen Rhön steigen zu lassen. In Essen war bis Mai 2021 eine große Werkschau des Fotografen zu sehen, der sich in seiner Laufbahn bruchlos hin und her bewegt hat zwischen Auftragsarbeiten und freier

Kunst, zwischen der Dokumentarfotografie und experimentellen Herangehensweisen an das Metier.

Die Arbeiten von Timm Rautert sind allerdings kaum mit einem Blick als solche zu erkennen. Manche Fotografinnen und Fotografen haben ihren einen, persönlichen Stil immer weiter perfektioniert. Bernd und Hilla Becher zum Beispiel haben in der immer gleichen Weise Fördertürme, Gasbehälter und andere Industrieanlagen ins Bild gesetzt und sind damit zu einer weltweit anerkannten Marke im Bereich der Fotokunst geworden. Timm Rautert gilt hingegen als „ein Künstler mit vielen Handschriften“. Er hat sich bewusst gegen die Wiedererkennbarkeit entschieden, was auf dem Kunstmarkt natürlich kein Vorteil ist. Seine Arbeiten sind mal in Farbe, mal schwarz-weiß, manche warten mit überraschenden Bildfindungen auf, andere sind von schlichter „sachdienlicher Eleganz“, wie die Kritikerin Brigitte Werneburg es ausgedrückt hat. Wahrscheinlich hat diese Wandelbarkeit darin ihren Grund, dass Rautert die Fotografie nie als etwas Gegebenes betrachtet hat. Seit seinen frühesten Arbeiten in den sechziger Jahren hat er sie erkundet, infrage gestellt – und ist damit bis heute nicht fertig geworden. In einem erst vor Kurzem entstandenen Dokumentarfilm von Ralph Goertz sagt Rautert: „Es gibt ja nicht nur die Fotografie – oder was soll das sein, die Fotografie? Fotografie ist in ihren sozialen Gebrauchsweisen präsent: Was kann man damit tun, wen will man erreichen?“

Geboren wurde Timm Rautert 1941 in Tuchel im Reichsgau Danzig-Westpreußen, den das Deutsche Reich nach dem Überfall auf Polen gebildet hatte. Der Vater stammte aus Dortmund, die Mutter aus Leipzig, seine eigene Geburt in der Kaschubei hat Rautert in einem Interview als bloß „zufällig“ bezeichnet. Sein Vater fiel im Krieg, mit der Mutter flüchtete er 1944 per Zug und gelangte – ebenso zufällig – nach Fulda in Hessen, wo eine Bekannte wohnte. Was vorher war, danach habe er die Mutter als Jugendlicher und junger Mann „nicht viel gefragt“. „Im Nachhinein bereue ich sehr, dass ich nicht stärker nachgehakt habe, mit ihr darüber geredet habe.“ Auch seine eigenen Erinnerungen an die ersten Jahren im katholischen Fulda seien „furchtbar“: „Die Flüchtlinge wurden ja zur untersten Schicht der Gesellschaft. Als wir nach Fulda kamen, wurden wir einquartiert – nicht in irgendeine Behausung, sondern in eine urkatholische Familie mit zwei Kindern. Die waren natürlich nicht gerade begeistert, als da aus dem Osten eine – und dann auch noch eine dunkelhaarige – Frau mit einem kleinen Kind kam.“

Anders als die meisten berühmten Fotografinnen und Fotografen der vorherigen Generationen (wie Lotte Jacobi, die *DW* in № 3/2020 gewürdigt hat) ist Timm Rautert nicht über eine Berufsausbildung in dieses Metier hineingewachsen. Zwar absolvierte auch er zunächst eine Lehre in einem gestalterischen Beruf, er ließ sich zum Schaufenster-



SÄMTLICHE FOTOS: TIMM RAUTERT

*In seiner Bildanalytischen Photographie zeigte Rautert mit einfachen Mitteln die Funktionsweisen des analogen Fotografierens auf.*

gestalter und Dekorationsmaler ausbilden, ging dann jedoch für ein künstlerisches Studium der Fotografie an die Folkwang-Schule in Essen. Vom katholisch-barocken Fulda führte der Weg also in die ebenfalls barocke ehemalige Benediktiner-Abtei Werden, bis heute ein Standort der renommierten Hochschule. Sein Lehrer war dort Otto Steinert, der damals als Vertreter einer „Subjektiven Fotografie“ Ansehen genoss. Dank ihm sei die Folkwang-Schule damals so etwas wie „der Goldstandard“ in Sachen Fotografie gewesen, wie Rautert im Rückblick sagt. Von dem autoritären Professor grenzte er sich zwar ab, nahm aber doch viele Anregungen mit in seine eigene Laufbahn. Bis heute kommt er oft auf Steinert zu sprechen.

Nicht zuletzt scheint Otto Steinert seine Schüler trotz seines künstlerischen Anspruchs regelrecht in die Richtung des Bildjournalismus gedrängt zu haben, denn mit Fotokunst war in den sechziger Jahren noch überhaupt kein Geld zu verdienen. „Wenn Sie damals jemandem sagten ‚Das Bild kostet 300 D-Mark‘, haben die Leute Sie für verrückt erklärt“, erinnert sich Rautert in dem schon zitierten Interview. Wie sehr sich die Wahrnehmung in dieser Hinsicht geändert hat und in welchem Maß sich der Kunstmarkt inzwischen die Fotografie einverleibt hat, sieht man daran, dass heute zum Beispiel die großformatigen Bildkompositionen des Düsseldorfer Fotografen Andreas Gursky für Millionenbeträge den Besitzer wechseln.

Bereits parallel zu dem Studium in Essen gelangen Timm Rautert Aufnahmen, die heute als Zeitzeugnisse und wegen ihrer ästhetischen Aussagekraft geschätzt, immer wieder gezeigt und abgedruckt werden.

Das Porträt von Andy Warhol gehört dazu und auch Rauterts Schwarz-Weiß-Aufnahmen von der Weltausstellung in Osaka 1970. Von der Reise nach Japan brachte er aber noch anderes mit: In einem Schnellzug fotografierte er junge Japanerinnen in Kimonos und mit nach alter Art kalkweiß geschminkten Gesichtern. Es sind Bilder, die mit ihrem Kontrast zwischen High-Tech-Ambiente und hergebrachten Normen ein Land im Übergang zeigen, das heute – glaubt man dem Autor und Japanologen Alex Kerr – seine Traditionen so gründlich ausgetrieben hat wie kaum eine andere Nation.

Rauterts intensive Beschäftigung mit dem Medium der analogen Fotografie reicht ebenfalls zurück in die Zeit Anfang der siebziger Jahre. Wie verhält sich diese Technik in bestimmten Situationen und wie kann sie eingesetzt werden? Über mehrere Jahre hinweg erarbeitete Rautert eine Serie mit dem Titel *Bildanalytische Photographie*, die diesen Fragen nachspürt. Worum es ihm dabei ging, das zeigt – auch ohne umständliche Erläuterungen – ein Bilddoublet ohne Titel aus dem Jahr 1974: Auf den beiden hochformatigen Schwarz-Weiß-Fotografien ist dieselbe Landschaft zu sehen, unten Acker und Bäume, in der oberen Bildhälfte der Himmel mit einigen locker verteilten Wölkchen. Während jedoch in der einen Version die Sonne gleißend vom Himmel leuchtet, ragt in der anderen eine Hand in den Bildraum, von der die Lichtquelle abgedeckt wird. Die Reaktion des Filmes in der Kamera auf diese Veränderung besteht in einer Überbetonung des Kontrastes: Während der Himmel hell bleibt, wird die Hand zu einem dunklen Umriss ohne Tiefendimension, die Landschaft verwandelt sich in



Über längere Zeit fotografierte Timm Rautert für große Reisemagazine wie Merian und Geo. 1993 gelang ihm an der Wasserkuppe in Hessen, wo Thüringen seit dem Mauerfall plötzlich ganz nahe war, diese Aufnahme.

einen schwarzen Ozean. Diese Hand symbolisiert sicher keinen göttlichen Eingriff in die Gestirne. Sie kommt lediglich aus dem unbestimmten Bereich jenseits des Bildraums, in dem der Fotograf seinen Arbeitsplatz hat und die Bilder erst entstehen lässt. Das Gegenbild mit der harmlosen Landschaft, die einfach nur da zu sein scheint, lässt von ihm nichts ahnen, verdeckt geradezu die Hand des Fotografen. Nachdem die Werkgruppe der bildanalytischen Fotografien im Dresdener Kupferstich-Kabinett 2016 zum ersten Mal vollständig zu sehen war, bezeichnete sie die *Süddeutsche Zeitung* als „Hauptwerk der deutschen Fotografie der 1960er und 1970er Jahre“.

Zur gleichen Zeit beginnt Rautert mit einem Projekt, das in eine völlig andere Richtung weist und maßgeblich beigetragen hat zu seinem Ruf als einem Chronisten der Bundesrepublik. Für die Reihe *Deutsche in Uniform* bittet er Männer und Frauen in ihrer jeweiligen Berufskleidung vor die Kamera, fordert sie zum Blick ins Objektiv auf und lässt sie sich ansonsten so zeigen, wie sie es wollen und wie es ihrem Selbstverständnis entspricht. Man kann in diesem besonders gelungenen Versuch einer „inszenierten Dokumentation“, noch keine dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, durchaus die Spuren des deutschen Obrigkeitsstaats erkennen, daran besteht kein Zweifel. Weil die porträtierten Menschen jedoch vor neutralem Atelier-Hintergrund auftreten, rückt ihre Individualität in den Vordergrund, erscheinen sie als einzigartige Personen und gerade nicht nur als Vertreter ihrer – anscheinend passgenau in eine hierarchische Gesellschaft eingegliederten – Berufsgruppen. So wie Rautert es darstellt, bekommt auch das Phänomen der

Uniform einen anderen, widersprüchlicheren Sinn: Sie zeichnet nicht nur die Vertreter der Staatsmacht aus, vom Polizisten bis zum Schaffner der Bundesbahn, neben ihnen steht der Karnevalsprinz in aufwändiger närrischer Aufmachung und sogar der Zeitarbeiter, der sich für seinen Job in ein eher tragikomisch anmutendes Nikolaus-Kostüm zwingen muss. Mit *Deutsche in Uniform* ist Timm Rautert ein kompaktes Porträt einer Gesellschaft gelungen, das zwar der Kritik an den bestehenden Verhältnissen Raum gibt, sie aber auch relativiert und teilweise in eine neue Richtung lenkt, so dass der Bildzyklus noch heute zu Diskussionen anregt.

Für Rautert muss die Mitte der siebziger Jahre eine extrem dichte, produktive Phase gewesen sein, denn im Jahr 1974 beginnt außerdem noch seine Kooperation mit dem Journalisten Michael Holzach, aus der bald eine enge Freundschaft wird. Rautert und der einige Jahre jüngere Holzach arbeiten gemeinsam für das *ZEITmagazin* und veröffentlichen Reportagen vor allem über gesellschaftliche Randgruppen wie Obdachlose und sogenannte Gastarbeiter. Beide sind getragen von der Überzeugung, mit ihrer Berichterstattung die Welt zum Besseren verändern zu können. Zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Zusammenarbeit wird eine Reise nach Kanada, wo sie bei der deutschstämmigen Volksgruppe der Hutterer leben. Als Ergebnis des Aufenthalts entstehen Text- und Bildreportagen für *GEO* und das Buch *Das vergessene Volk*. Rautert war zuvor schon zu den Amish im US-amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania gereist, einer ähnlich isoliert lebenden Gemeinschaft, deren Mitglieder wegen des wörtlich genommenen

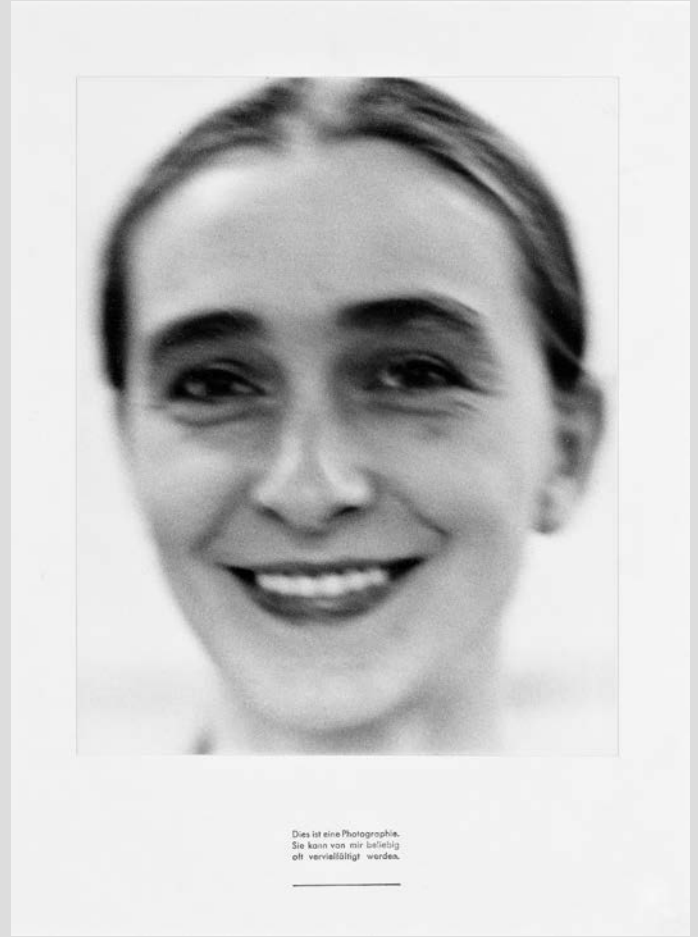


**Bei Otto Steinert studierte Timm Rautert in Essen Fotografie. Sein Porträt des Professors von 1968 lässt dessen autoritäres Selbstverständnis erahnen – und vielleicht auch die kritische Distanz des Schülers.**

Bildverbots aus dem Alten Testament nicht fotografiert werden wollen. Keine leichte Aufgabe für einen Fotojournalisten, doch die Tatsache, dass Fotografie bei den Amish gerade nicht jene Selbstverständlichkeit war, zu der sie in der Popular- und Medienkultur längst geworden war, scheint Rautert eher noch angespornt zu haben: Diese Menschen, die sich vor der Kamera zu verbergen suchen, ließen das Fotografieren einmal mehr zu etwas Fragwürdigem werden.

Für Michael Holzachs Erlebnisbericht *Deutschland umsonst. Zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland* (1981), ein „Kultbuch“, das bis heute in immer wieder neuen Auflagen erscheint, steuerte Rautert das Titelbild bei: Der Autor als Wanderer mit Hund auf regennasser Straße, nicht zu greifen und immer im Aufbruch. Mit Holzachs Unfalltod im Jahr 1983 gelangt nicht nur diese intensive Zusammenarbeit an ihr Ende, Timm Rautert schränkt in der Folge auch seine fotojournalistische Arbeit erheblich ein.

In den achtziger Jahren kommen deshalb langfristig angelegte Projekte zum Zug. Unter anderem begleitet Rautert ein Jahr lang die Berliner Philharmoniker mit der Kamera und arbeitet mit dem Grafiker Otl Aicher zusammen, dessen vielleicht bekannteste Arbeit die Piktogramme zu den einzelnen olympischen Sportarten für die Spiele in München 1972 sind. Rautert dokumentiert, wie Aicher die neue Schriftart Rotis entwickelt hat, benannt nach dessen Wohnort im Allgäu. Eine wichtige Rolle spielt jetzt auch die Industriefotografie. Das Werk des Autoherstellers Porsche hatte Rautert schon 1968 als Student besucht, um dort Fotos für seine – an der Folkwang-Schule obligatorische – Aus-



**Kunstvolle Unschärfe: Die Tänzerin und Choreografin Pina Bausch vor der Kamera von Timm Rautert**

bildung in Industriereportage zu machen. Auf den Fotos von diesem ersten Besuch in Stuttgart erkennt man noch das sogenannte „fordistische“ Zeitalter: Es sind Scharen von gut geschulten Arbeitern zu sehen, die am Fließband ihre exakt geplanten Handgriffe vornehmen, so wie das in den Fabriken von Henry Ford im frühen 20. Jahrhundert vor-exerziert worden war. Die Bilder, die bei Rauterts späteren Exkursionen in das Porsche-Werk entstanden, zeigen dagegen kaum noch Menschen. Die „postfordistische“ Epoche fertigt jetzt mit Robotern und elektronischer Steuerung. Wie das alles funktioniert, vermag das Bild – anders als bei Prozessen, die von Menschen getragen werden – nicht mehr zu zeigen. Ausgestellt und veröffentlicht hat Rautert die Bilder der spät-modernen Industrieinterieurs deshalb unter dem Titel *Gehäuse des Unsichtbaren*.

Von 1993 bis 2008 hat Rautert schließlich eine Professur für Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig übernommen. Als Lehrer – die Selbstbeschreibung und die Wahrnehmung von außen stimmen da gut überein – baut Rautert einerseits mit selbstironischer Attitüde die dominante Professoren-Rolle ab, die er in den sechziger Jahren bei Otto Steinert noch kennengelernt hat, wendet sich aber andererseits gegen die unverbindliche, immer nur freundlich ermutigende Pädagogik („Friede, Freude, Eierkuchen und alle per Du“), die an Kunsthochschulen manchmal großen Raum einnimmt.

Um die digitale Fotografie hat Rautert einen Bogen gemacht, nicht weil er sie ablehnte, sondern weil sie ihm als etwas grundlegend Anderes erscheint als die analoge, fotochemische Bildproduktion. In den



*Momentaufnahme zwischen Tradition und Moderne im Jahr 1970: Japanische Frauen mit traditioneller Kleidung im Schnellzug Tokaido Express*



*Aus Rauterts Serie Deutsche in Uniform :  
Otto Konieczny, 39 Jahre, Bundesbahnschaffner (1974)*

vergangenen Jahren war seine Arbeit häufig retrospektiv ausgerichtet, war eine Beschäftigung mit dem eigenen Werk. Was sich zunächst nach selbstzufriedenem Sich-auf-die-Schulter-Klopfen eines älteren Herrn anhört, lässt aber auf den zweiten Blick noch neue Perspektiven entstehen. *Der zweite Blick*, so hieß auch eine kleine Präsentation von Collagen Rauterts, die im Frühjahr 2020 in einer Kölner Galerie zu sehen war. Rautert hat hierfür aus seinem Archiv Negative hervorgeholt, die er vor Jahrzehnten eigentlich verworfen hatte, hat sich mit diesen Fotos, die auf den Filmrollen vor und nach den damals ausgewählten Bildern kommen, aufs Neue beschäftigt. Warum er damals eine bestimmte Aufnahme eines Motivs vorgezogen und andere aussortiert habe, das sei für ihn nicht mehr vollständig nachvollziehbar. Also zeigt er jetzt die verschiedenen Bildvarianten über- und nebeneinander, um die seinerzeit getroffene Auswahl infrage zu stellen und dem singulären Bild wieder einen Zusammenhang zu geben.

Die Zeit schreitet voran, und inzwischen sind etwa die siebziger Jahre, in denen Timm Rautert seine wohl bekanntesten Fotografien gelangen, längst zu einer historischen Epoche geworden. Wenn man heute wissen und erfahren will, welche Bedeutung die analoge Fotografie in ihrer Spätphase, im ausgehenden 20. Jahrhundert, hatte, dann darf man um dieses Œuvre keinen Bogen machen. Sein Urheber, der heute in Essen und Berlin lebt und arbeitet, wird am 13. September nun 80 Jahre alt.

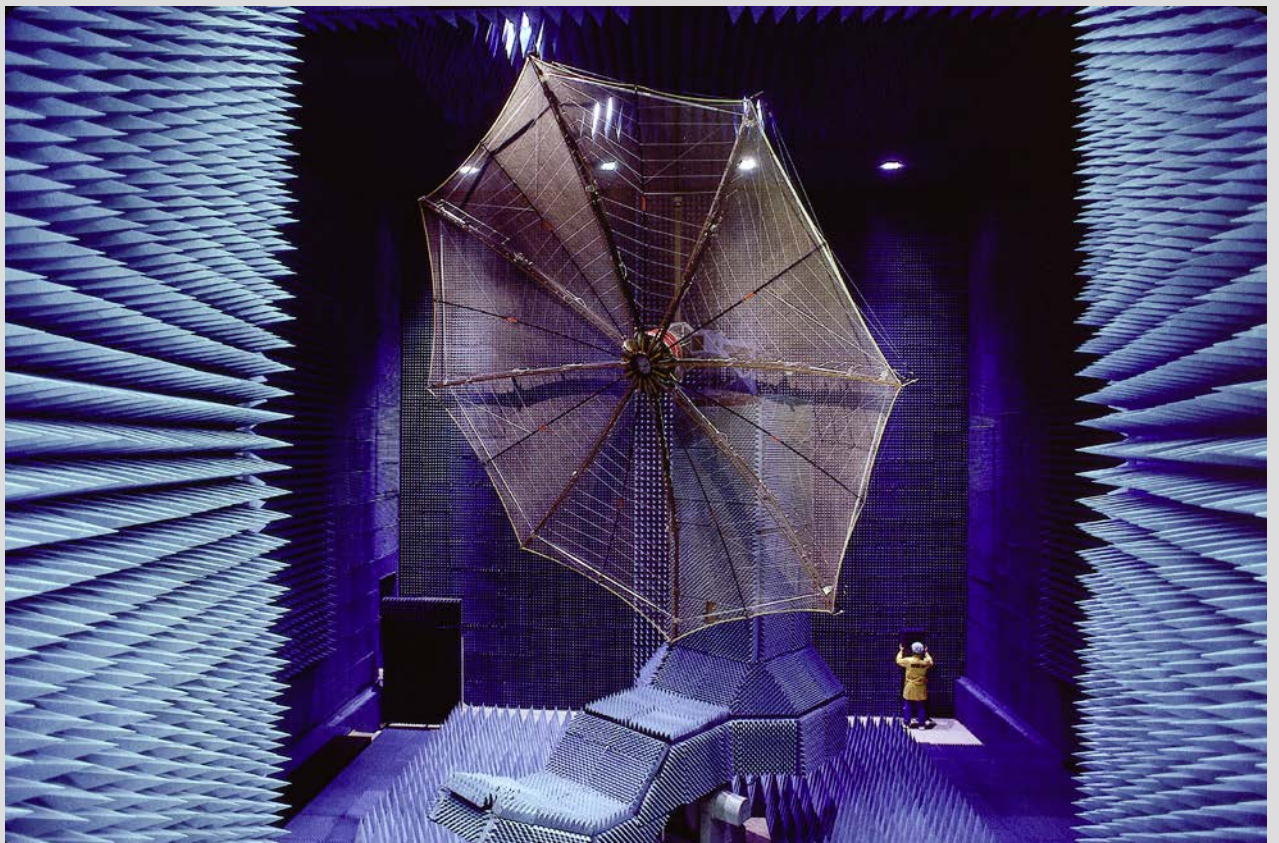
st

Die Veröffentlichung der Fotos geschieht mit der großzügigen Erlaubnis von Timm Rautert.





*Die Angehörigen der Amish wollen aufgrund des biblischen Bilderverbots nicht fotografiert werden. Timm Rautert reiste 1974 zu der Gemeinschaft nach Pennsylvania.*



*Im vielfältigen Werk von Timm Rautert nimmt auch die Industriefotografie eine wichtige Rolle ein. Die Aufnahme dieses futuristisch wirkenden Labors bei dem Unternehmen Messerschmitt-Bölkow-Blohm entstand 1989.*

# Jopenbier —

das Bier, das Danzig einst in der ganzen Welt berühmt machte

Es klingt zwar etwas seltsam, aber das weltberühmte Danziger Jopenbier wurde in der Stadt selbst kaum getrunken. So schreibt beispielsweise Paul Mumme 1906 in der Zeitung *Wochenschrift für Brauerei*, dass das Jopenbier in seiner Heimat oft nicht einmal dem Namen nach bekannt war. Es wurde ursprünglich als Reiseproviant für die Seefahrer hergestellt und war so dick eingebraut, dass es, was auf langen Fahrten erhebliche Bedeutung hatte, fast unbegrenzt haltbar war. Dafür war es zum direkten Verzehr allerdings nur bedingt geeignet; es diente mehr zum Verfeinern von anderen Bieren, als Zutat zu Soßen und anderen Speisen oder oft auch als Arzneimittel.

**D**anzig war schon immer eine Bierstadt und braute auch stets für den Export. Ende des 14. Jahrhunderts gab es in Danzig über 400 Bierbrauer. Sie verkauften Tausende von Fässern ihres edlen Bieres an fremde Händler im eigenen Hafen oder verschifften es auf dem Seeweg in ferne Länder, nach Portugal, Konstantinopel und sogar nach Indien. Im Jahre 1420 zählte Danzig etwa 24.500 Einwohner, und wenn jeder von ihnen einen Liter Bier am Tag getrunken hätte, entspräche dieser Konsum nicht einmal einem Viertel der Produktion eines unterdurchschnittlichen Braujahres.

Das Besondere am Jopenbier war sein Stammwürzegehalt. Ein normales Vollbier hat zwischen elf und 13 Prozent Stammwürze und etwa fünf bis sechs Volumenprozent Alkohol. Bei einem Stammwürzegehalt von 18 Prozent sprechen wir schon von einem Doppelbock, also

einem extrem starken Bier, dessen Alkoholgehalt sieben bis acht Prozent beträgt. Das Jopenbier hingegen wurde je nach Zeitperiode und Hersteller mit einem Stammwürzegehalt zwischen 30 und 55 Prozent eingebraut. Um so hohe Anteile zu erzielen, musste die Bierwürze bis zu zehn Stunden gekocht werden, während die Kochdauer bei einem normalen Bier 60 bis 90 Minuten beträgt.

Das Jopenbier war ein sehr dunkles Gerstenbier, von der Konsistenz her einem Sirup ähnlich, und im Geschmack sehr süß. Im Aroma erinnerte es an Portwein. Während einem Bier gewöhnlich Bierhefe zugesetzt wird, die den in der Bierwürze enthaltenen Zucker in Alkohol und Kohlensäure zersetzt, hat man das Jopenbier nach dem Brauvorgang sich selbst überlassen. Es wurde durch Spontangärung vergoren, an der außer wilden Bierhefen auch wilde Weinhefen, Schimmelpilze sowie Bakterien beteiligt waren, die bis zu zwei Prozent Milchsäure produzierten. Wahrscheinlich war deswegen der Alkoholgehalt des Jopenbiers im Verhältnis zu seiner Stammwürze eher gering. Er betrug maximal sieben Prozent, in der Regel aber nur zwei- bis dreieinhalb Prozent. Es gab auch Fälle, bei denen Alkoholgehalte von 0,2 bis 0,4 Prozent festgestellt wurden. Das fertige Bier war letztlich ganz klar und beinahe frei von Mikroorganismen, weswegen es sehr lange haltbar war.

Jopenbier wurde nur in den kalten Monaten gebraut, d. h. von Oktober bis Ende März. Je nach Witterung dauerte es oft sehr lange, bis die Gärung begann. Manchmal geschah dies erst im März, oder gar im April. Die Hauptgärung dauerte dann zehn bis 14 Tage und verlief sehr stürmisch. Danach ließ man das Jungbier im Gärbottich stehen. Innerhalb der nächsten zwei bis vier Wochen überzog sich seine Oberfläche mit einer dicken Schimmelschicht. Unter diesem Schimmel reifte das Bier bis zum Herbst. Danach wurde es durch Stoffbeutel gefiltert, was angesichts der hohen Stammwürze sehr zeitaufwendig gewesen sein muss. Das klare Bier füllte man in so genannte Achteltonnen ab, die die meisten Brauereien selbst herstellten. Es waren Holzfässer mit einem Inhalt von 13 Litern. Nachdem die Fässer durch die Steuerbeamten geprüft und am Spund versiegelt waren, konnten sie verschifft werden. Jetzt vermochte der Brauer den nächsten Sud anzusetzen.

Im Laufe der Zeit ging die Nachfrage nach Jopenbier zurück, und somit sank auch die Anzahl der Brauereien, die diesen Biertyp produzierten. Immerhin waren es 1806 noch 32 Brauer, 1843 waren es nur noch 26. Wie der Vorsitzende der Danziger Handelskammer in jenem Jahr mitteilte, verließen im Jahre 1840 31 mit Jopenbier beladene Schiffe den Hafen. 1841 waren es 16, 1842 aber wieder 31. Der Vorsitzende schreibt in seinem Bericht: „Doppelbier, Joppen-

*Braumeister Johannes Herberg beobachtet „sein“ Jopenbier während der aromatischen Gärung.*



FOTO: WWW.MOJITOPAPERS.DE

bier, in Danzig gebrautes, sirupähnliches Getränk, welches in kleinen Fässchen nach England verschifft wird, wo es als schweißtreibendes Mittel angewendet wird. Von diesem Bier nahm die Joppengasse ihren Namen, die in der Umgangssprache Jopengasse genannt wird.“

Um 1870 befanden sich in Danzig 14 Brauereien, von denen nur noch vier das Jopenbier brauten. Es waren die Brauereien Rodenacker, Fischer in Altschottland, Steiff und Fischer in Neufahrwasser. – 1874 betrug der Malzverbrauch der Brauerei Rodenacker 3.241 Zentner. Mit 1.617 Zentnern verwendete die Brauerei knapp die Hälfte des Malzes zur Produktion von Jopenbier. Da es zu dieser Zeit vorgegeben war, dass aus einem Zentner Malzschat 37 Liter Jopenbier gebraut werden, lässt sich die Produktionsmenge auf 598,3 Hektoliter (hl) beziffern. Die Brauerei Steiff verwendete von der Gesamtmenge Malz (8.701 Zentnern) nur 415 Zentner für die Produktion von Jopenbier, es wurden daher nur 153,6 hl gebraut; und die Brauerei Fischer in Altschottland braute ausschließlich Jopenbier. Aus 1.565,5 Zentnern Malz stellte sie 640 hl Bier her. Ein vergleichsweise deutlich größerer Anteil an der Jopenbier-Produktion der Jahres 1874 dürfte schließlich noch auf die Brauerei Fischer in Neufahrwasser entfallen sein, für die allerdings keine genaueren Zahlen vorliegen.

Das Jopenbier hatte natürlich seinen Preis, der durch den hohen Rohstoffeinsatz, die lange Kochdauer der Würze und den langen Gärungs- und Reifungsprozess gerechtfertigt war. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kostete ein Hektoliter Jopenbier im Schnitt zwischen 60 und 64 Mark, während der Preis für die gleiche Menge Lagerbier bei 17 bis 18 Mark lag. Jeder Sud des Jopenbieres wurde schriftlich in den Büchern festgehalten; die Abrechnung mit der Steuerbehörde fand aber erst beim Beladen der Schiffe statt. Dies spräche dafür, dass das Jopenbier ausschließlich für den Export produziert wurde. Um leichter rechnen zu können, füllten die Brauer das Jopenbier in die bereits erwähnten „Achteltonnen“ mit einem Inhalt von jeweils 13 l ab.

Die überlieferten Statistiken zeigen, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine großen Mengen an Jopenbier mehr verschifft wurden. In den Jahren 1870 bis 1890 verließen den Danziger Hafen jährlich noch etwa 3.000 bis 5.000 Hektoliter Jopenbier, hauptsächlich nach England, Holland und Belgien. Im Jahr 1872 waren es zum Beispiel 3.149,4 hl, von denen 3.098,8 nach England, 43,9 nach Holland und 6,75 hl nach Belgien gingen: Das bei Weitem meiste Bier wurde somit nach England verschifft, wobei der Bierhandel mit diesem Land keineswegs einseitig war. 1867 kamen im Danziger Hafen 6.274 Zentner Bier an, davon 6.166 Zentner aus England.

In England fehlte das Jopenbier in keiner besseren Küche. Eine beliebte Speise bildeten zum Beispiel Karpfen in Jopenbier. Das Produkt wurde auch zum Verfeinern von Likören verwendet. In Holland und Belgien verwendete man es hauptsächlich zu pharmazeutischen Zwecken. In Deutschland diente es als Kräftigungsmittel für schwächliche Personen, und man mischte es auch mit Lagerbier.



FOTO: ARKADIUSZ WENTA

*Flasche Jopenbier,  
gebraut im Jahr 2015 von  
Arkadiusz Wenta*

Die teure Herstellung sowie das Aufkommen des Lagerbieres führten im Verlauf des 19. Jahrhunderts zwangsläufig dazu, dass der Absatz des Jopenbieres immer weiter sank. Dies belegen schon die oben genannten Zahlen. Von den einst mehreren hundert Danziger Jopenbier-Brauern waren 1806 noch 32, 1826 noch 26 und 1870 nur noch vier übrig; die Zahl dieser bereits namentlich aufgeführten Brauereien reduzierte sich 1906 auf drei, die das Bier noch weiterhin herstellten, obwohl von diesem Jahr an steuerliche Vorteile durch eine neue Staffelung der Tarife entfielen. Von diesen restlichen Brauereien hatte diejenige von Richard Fischer in Neufahrwasser schon 1900 die Herstellung von Lagerbier aufgenommen und stellte 1914 die Produktion von Jopenbier gänzlich ein. Als letzte schließlich setzte noch die Brauerei Rodenacker in der Hundegasse die alte Tradition fort, aber auch sie musste ihren Betrieb während des Ersten Weltkrieges einstellen. Mit ihr verschwand das einst so berühmte Danziger Jopenbier gänzlich vom Markt.

In den Niederlanden kam es vor einigen Jahren zumindest vordergründig zu einer Renaissance eines Jopenbiers, das dort von der 1994 in Haarlem gegründeten Brauerei JOPEN gebraut wird. Dieses Produkt hat aber mit dem früheren Jopenbier aus Danzig lediglich den Namen gemeinsam. Dessen Herkunft erläutert die Brauerei auf ihrer Internetseite folgendermaßen: „Jopen ist ein historischer Name, den wir beim Brauen entdeckt haben. Es bezieht sich auf die Größe eines 112-Liter-Holzfasses, das in Haarlem zum Biertransport verwendet wurde.“

Es gab inzwischen aber auch schon eine tiefergehende kreative Auseinandersetzung mit dem ursprünglichen Jopenbier. Im Jahre 2015 gelang es Arkadiusz Wenta, einem polnischen Brauer und Mitbegründer der Brauerei ALEBROWAR in Łębork (früher Lauenburg in Pommern), ein Bier zu brauen, das die wesentlichen Parameter des Danziger Originals erfüllte. Er braute es aber nur ein einziges Mal, denn die Herstellung war derart aufwändig und kostspielig, dass man es seiner Meinung nach in der heutigen Zeit kaum für kommerzielle Zwecke brauen kann.

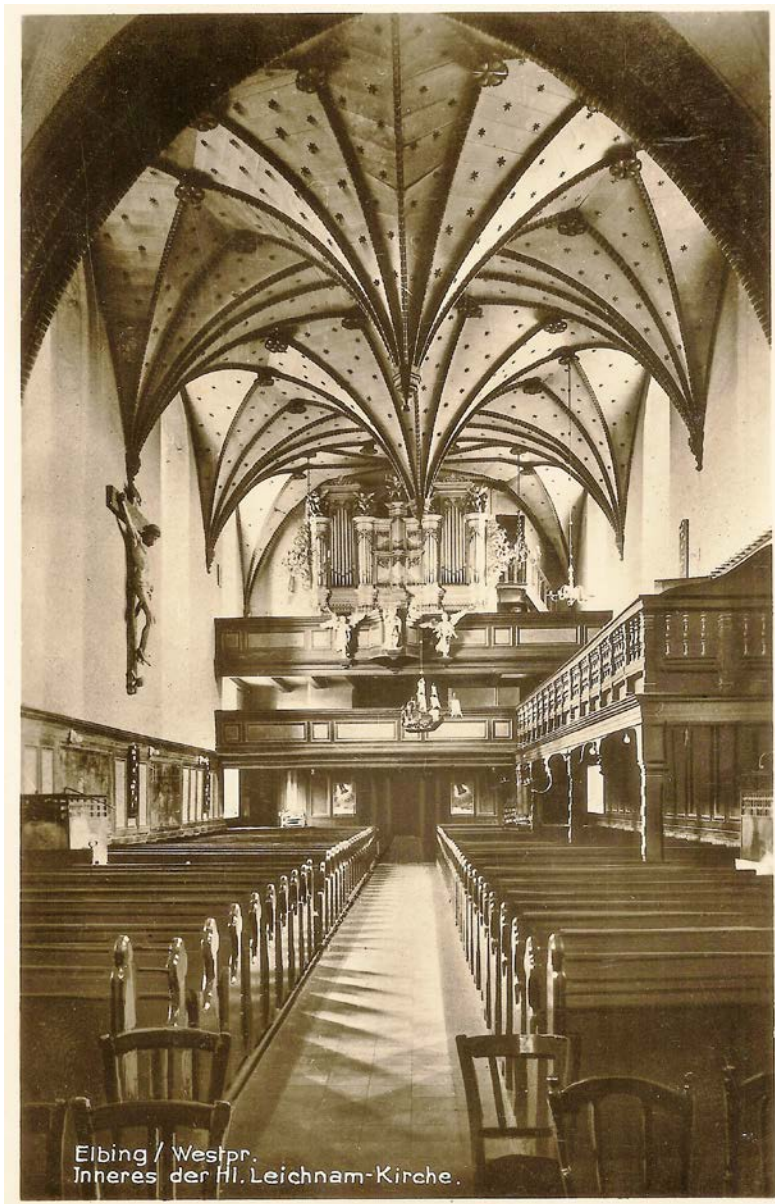
Dies hat er zumindest vermutet – und konnte dabei freilich nicht wissen, dass noch im selben Jahr Johannes Herberg, ein deutscher Braumeister, ähnliche Versuche für eine neu gegründete Brauerei in Danzig unternommen hat. Die Brauerei mit dem Namen BROWAR PG4 wurde im ehemaligen Danziger Reichsbahngelände aus dem Jahre 1905 eingerichtet, und bereits bei der Planung hat man eine eigene Abteilung für Jopenbier eingerichtet. Im Jahre 2019 war es dann so weit: Johannes Herberg gelang es, ein reproduzierbares Jopenbier zu brauen. Es hat 44,1% Stammwürze, und der Alkoholgehalt beträgt 10,1 Volumenprozent. Nun gibt es also in Danzig tatsächlich wieder ein Jopenbier, auf das die Stadt stolz sein kann.

Hopfen und Malz, Gott erhalt's!

st *Andreas Urbanek*

# DIE HL. LEICHNAM-KIRCHE IN ELBING

Zur vielgestaltigen Geschichte eines Elbinger Gotteshauses



Elbing / Westpr.  
Inneres der Hl. Leichnam-Kirche.

**D**ie evangelische Kirche zum Hl. Leichnam in Elbing ist ein Sakralbau mit einer durchaus reichen Geschichte. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges führt sie allerdings nur ein Schattendasein, und heute wird ihr fast überhaupt keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt. Das ist bedauerlich, denn es handelt sich um ein bedeutendes Bauwerk der Elbinger Gotik, das eine eingehendere Betrachtung verdient.

**Die Zeit des Mittelalters** Ursprünglich befand sich nahe der Elbinger Altstadt auf dem Platz, an dem die heutige Kirche steht, das St. Georg-Hospital. Der Hl. Georg wurde auf dem Territorium des Deutschen Ordens häufig zum Patron von Pesthäusern erkoren. So nimmt es nicht wunder, dass das Hospital, das in der 1337 gegründeten Elbinger Neustadt eingerichtet wurde, ebenfalls den Namen von St. Georg trug. Erste

urkundliche Belege für das hier in Frage stehende Hospital stammen bereits aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert. Es lag außerhalb der Mauer an der nördlichen Seite der Stadt und verfügte über eine Kapelle, die St. Georg geweiht war. Anfangs nur ein Holzgebäude, wurde sie in den 1380er Jahren durch einen Backsteinbau ersetzt – dann aber schon kurz danach, im Jahre 1400, durch einen Brand gänzlich zerstört. Als nun die Reste weggeräumt wurden, stieß man auf ein kleines, nur angesengtes Säckchen, in dem sich eine ganz unbeschädigte Hl. Hostie befand. Solch ein eucharistisches Wunder, das sich in vergleichbarer Weise auch an mehreren anderen Orten des mittelalterlichen Europa ereignet haben soll, war für die Elbinger Grund genug, an dieser Stelle sogleich eine neue Kirche zu errichten. Schon 1405 wurden diese Bauarbeiten beendet.

Nun war ein einschiffiger Ziegelbau mit drei Jochen und einem Turm an der Westseite entstanden. An den Außenwänden wurde unterhalb des mittleren Gesimses auf glasierten Fliesen eine lateinische Inschrift angebracht, die (ins Deutsche übersetzt) lautet:

*Segne, Herr! dies Haus und alle, die darin wohnen. Es seien darin Gesundheit, Demut, Heiligkeit, Keuschheit, Tugend, Sieg, Glaube, Hoffnung und mildtätige Liebe, Mäßigkeit, Geduld, geistliche Zucht in Ewigkeit. Bewahre, Herr, an diesem Ort, die Gerungen, die dich fürchten. Im Jahre des Herrn 1405 wurde dies Werk vollendet.*

Die meisten dieser Buchstaben sind auch heute noch vorhanden. Im Inneren wurde eine Holzgewölbe-Konstruktion errichtet, bei der die filigranen Rippen in Abhänglingen zusammenlaufen. Diese Bauform erinnert deutlich an den in England sehr verbreiteten „senkrechten Stil“ (den „perpendicular style“), der aber im deutschen Sprachgebiet nur äußerst selten aufgenommen worden ist.

Auch nach der Fertigstellung der Kirche wurde das Patrozinium des Hl. Georg zunächst noch bestätigt, aber schon wenig später gewann das eucharistische Wunder eine derart große Bedeutung, dass das Gotteshaus dem „Hl. Leichnam“ geweiht wurde. Dieser sich damals vollziehende Wechsel zeigt sich daran, dass der 1413 verstorbene Rektor der Kirche, Jacob Limborch, noch den Titel eines „Rektors der Kapelle des hl. Georg oder des Leibes Christi“ (*Rectoris Capellae Sancti Georgii sive Corporis Christi*) führte.

Ab dem frühen 15. Jahrhundert entwickelte sich die Kirche zu einem Wallfahrtsort, der viele Pilger aus Elbing und der Umgebung anzog. Die Reformation setzte dieser Tradition allerdings ein Ende, denn nun übernahmen die Protestanten die Kirche, und nach dem Erlass des königlichen Privilegs von 1557, das den Bewohnern der Stadt die Freiheit zur Ausübung ihrer lutherischen Religion sicherte, wurde hier eine neue Pfarrei gegründet.



Der heutige Zustand der Kirche:

Die Süd-Fassade



Die Hl. Leichnam-Kirche von Nordwesten



Zier-Elemente an den Außenwänden:

Schriftband an der Nordseite



Fries unterhalb des Dachgesimses aus plastischen Formsteinen mit Maßwerk-Dekor

**Von der Reformation bis 1945** Eine ernsthafte Bedrohung des Bauwerks ergab sich 1572, als der Rat der Stadt aus verteidigungstechnischen Erwägungen heraus den Plan fasste, das Kirchengebäude, das in großer Nähe zur Stadtmauer stand, abzureißen. Zum Glück kam der Rat von diesen Gedanken wieder ab; aber schon knapp 30 Jahre später, 1601, griff der damalige Bürgermeister Johann Sprengel auf die Vorlage zurück und verfolgte neuerlich das Ziel, das Terrain vor den Befestigungsanlagen zu bereinigen. Dass dies nicht geschah, wird in einer Legende darauf zurückgeführt, dass dem Bürgermeister ein ganz in Weiß gekleideter Mann erschienen sei, der ihm zugerufen hätte: „Sprengel! Dieses Gebäude, das Du nicht gebaut hast, darf nicht abgebrochen werden. Sonst bist du verdammt! Du und deine Kinder!“ Aufgrund dieser Warnung soll die Kirche gerettet worden sein – der reuig-gehorsame Johann Sprengel aber ist trotzdem schon im nachfolgenden Jahr verstorben.

Nachdem die Protestanten die Nutzung der Kirche übernommen hatten, wurde ein großer Teil der gotischen Ausstattung entfernt. Es blieben nur zwei Elemente übrig: das große hölzerne Kruzifix aus dem Jahre 1538 an der Südwand und die Marienskulptur aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Sie stammt vermutlich vom Meister Schoffstain, der auch den bekannten Hauptaltar der Elbinger Kirche zu den Hl. Drei Königen geschnitzt hat. Das Schaffen von Schoffstain lässt stilistische Ähnlichkeiten zu Werken von Tilman Riemenschneider erkennen. Die Marienfigur befindet sich mittlerweile im Danziger Nationalmuseum.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurden einige bauliche Veränderungen vorgenommen. An der Nord- und der Südseite des Gebäudes entstanden kleine Anbauten. 1638 wurde der Turm mit einer Uhr versehen, und fünf Jahre später erhielt er eine neue Turmspitze. Da die Zahl der Gemeindeglieder ständig zunahm, wurde das Gotteshaus zudem um einen – in Fachwerk ausgeführten – Chorraum erweitert. Im Innenraum der

Kirche wurde der alte gotische Altar im Jahre 1646 durch einen neuen ersetzt, den der Töpfermeister David Guttrecht gestiftet hatte. An ihn erinnerte die Inschrift *Zu unsers Gottes Ehr und Seiner zu gedenken hat David Guttrecht dis der kirchen Wollen Schenken*. Zudem zeigten zwei Bildnisse auf den beiden Altarflügeln ihn bzw. seine Frau. Guttrecht war es auch, der die neue, künstlerisch sehr ausgereifte Kanzel gestiftet hat.

Erste Nachrichten über die Orgel stammen aus dem Jahre 1595. Überliefert ist überdies, dass sie 1630 – wahrscheinlich vom Elbinger Orgelbauer Johann Werner – mit einem neuen Werk ausgestattet wurde. 1718 konnte dann Andreas Hildebrandt, der bekannte Orgelbauer aus Danzig – dessen große Orgel, die er im Elbing benachbarten Preußisch Holland gebaut hat, bis heute erhalten ist und dort erklingt –, beauftragt werden, ein mächtigeres Instrument zu schaffen. Die für die damalige Zeit erhebliche Summe von 1.562 Gulden und 29 Groschen, die dafür aufzuwenden war, floss der Gemeinde aus einer Schenkung von Johann Josua Kettler zu. Der aus Elbing gebürtige Kettler, der im Mai 1718 in Gamron am Persischen Golf verstarb, war in Diensten der Vereinigten Ostindischen Kompanie der Niederlande (VOC) zu hohem Ansehen und einigem Wohlstand gekommen und hatte schon zwei Jahre vor seinem Tode Mitglieder seiner Familie, aber auch seine Heimatstadt mit namhaften finanziellen Mitteln bedacht. Bis 1945 befand sich in der Kirche auch ein Epitaph, in das ein Ölporträt des weit gereisten Elbingers eingefügt war. (2019 ist in den *Elbinger Heften* eine Monographie erschienen, in der Hans-Jürgen Klein auch die Biographie Johann Josua Kettlers detailliert nachgezeichnet hat.)

Im Laufe der Zeit kam es am Kirchengebäude zu weiteren baulichen Veränderungen, und auch einige Reparaturarbeiten erwiesen sich als unvermeidlich. 1788 erhielt der Turm eine neue, vom Stadtarchitekten Bernhard Emmanuel Friederici entworfene Spitze. Dabei wurde dort, was in dieser Zeit noch eine große Innovation bedeutete, der erste Blitz-



*Die in Danzig aufbewahrte Marienfigur aus der Hl. Leichnam-Kirche in Elbing (Aufnahme aus den 1920er Jahren)*



*Mitte des 17. Jahrhunderts von David Guttrecht gestiftet: Der Altar und die Kanzel der Hl. Leichnam-Kirche*



*Der Zustand des Bauwerks vor 1895 mit dem Fachwerk-Chor und dem kleineren Anbau an der Südseite*



*Die Hl. Leichnam-Kirche nach dem Um- und Ausbau der Jahre 1895/96*



*Blick auf die West- bzw. Turmseite (in den 2010er Jahren kolorierte Aufnahme aus den 1930er Jahren)*

ableiter von Elbing aufgestellt. Im späteren 19. Jahrhundert waren größere Instandhaltungsmaßnahmen nötig geworden. Eine 1881 erstellte Vorkalkulation veranschlagte dafür Kosten in Höhe von 10.253,40 Mark: Dafür sollten die Mauern der Kirche repariert und das Dach vollständig neu eingedeckt werden. Zudem wurde der Fußboden renoviert. Die Materialien lieferte die Kunststein-Fabrik P. Jantzen. Sie war ebenso in Elbing beheimatet wie die Firma A. Kummer, die neue Kirchenbänke im damals „modernen“ neugotischen Stil herstellte. Außerdem wurde die Orgel saniert, weil das mittlerweile veraltete Werk von Hildebrandt gänzlich unbrauchbar geworden war. Nun erhielt der Orgelbauer August Terletzki den Auftrag, ein Instrument mit 14 Registern und unter Verwendung des alten Gehäuses zu errichten.

Mit den Renovierungsarbeiten war es aber nicht getan. Die Gemeinde wuchs bis zu einer Größe, die das gotische Gotteshaus nicht mehr zu fassen vermochte. Deswegen wurde die Kirche in den Jahren 1895/96 durch den Anbau eines Querschiffs und eines neuen Chors wesentlich erweitert. Der frühere Bau stand allerdings bereits unter Denkmalschutz; deshalb wachte der Danziger Provinzial-Konservator Johannes Heise darüber, dass die Veränderungen die stilistische Einheitlichkeit des gesamten Ensembles nicht verletzen. – Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es noch kleinere bauliche Modifikationen. 1912 wurde die Terletzki-Orgel durch Hoforgelbauer Eduard Wittek modernisiert und vergrößert; und in den 1920er Jahren schließlich entstand neben der Kirche noch ein neues Pfarrhaus.

**Epilog** Die Hl. Leichnam-Kirche gehörte 1945 zu den am stärksten zerstörten Kirchengebäuden der Stadt. Immerhin aber waren alle Wände und Giebel erhalten geblieben. Nach der Flucht und Vertreibung der Deutschen gab es kaum noch evangelische Christen in der Stadt. Deshalb wollte die katholische Kirche die Ruine gerne übernehmen und für eigene Zwecke nutzen. Das wurde von der kommunistischen Stadtregierung jedoch nicht genehmigt. Später, in den 1950er Jahren, wurden einzelne Partien des Gebäudes entfernt, und im Rahmen ihrer antireligiösen politischen Kampagnen gingen die Machthaber sogar so weit, dass die Ruine auserkoren wurde, zukünftig unter dem Namen PEGAZ (Pegasus) als „Haus der Kultur“ zu dienen. Nach einem Entwurf des Architekten Andrzej Macur entstand von 1974 bis 1979 innerhalb der ursprünglichen Mauern ein neuer, mehrere Stockwerke umfassender Betonbau. Der Turm erhielt konsequenterweise keine Spitze, sondern wurde mit einer Betonplatte geschlossen. Auf ähnliche Art verfuhr Macur mit dem Dach, das durch ein Beton-Gebälk nur noch als Kontur erkennbar blieb und durch diese strukturelle „Leere“ vermutlich die Überwindung des früheren Glaubens durch die neue, atheistische Zeit versinnbildlichen sollte. Aus heutiger Perspektive gab es damals eine Reihe von ärgerlichen Attacken auf Elbinger Baudenkmäler, zu der fraglos auch diese symbolische „Verwandlung“ gehörte. Welche erhebliche Bedeutung die kommunistischen Machthaber dieser ideologischen Demonstration beimaßen, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Umgestaltung der Ruine erheblich größere Kos-



Die Kirchenruine (etwa 1949)



Der Umbau der Hl. Leichnam-Kirche zum Kulturzentrum nach Entwürfen des Architekten Andrzej Macur

ten verursachte als ein normaler Neubau und dass die Verausgabung der hier eingesetzten Mittel den Bürgern in der Hochzeit der Mangelwirtschaft als blanke Verschwendung erscheinen musste.

Bald nachdem dieser Bau fertiggestellt war, setzten tiefgreifende politische Veränderungen ein. In diesem Kontext forderte die *Solidarność* 1981 die Rückgabe der beiden Kirchengebäude von St. Marien und zum Hl. Leichnam, um sie wieder christlich geprägten Kultureinrichtungen zur Verfügung stellen zu können. Diese Übertragung erfolgte dann tatsächlich, und zwar am 8. Dezember 1981, fünf Tage vor der Verkündigung des Kriegsrechts. Später, in den 1990er Jahren, wurde das Kirchendach wiederhergestellt, und die Ostwand mit ihrer einstmalig so

ambitionierten Glasfassade erhielt eine dem gotischen Stil entsprechende Form.

Inzwischen befindet sich das Gebäude, das dem Bistum Elbing gehört und mehrere kirchliche Einrichtungen beherbergt, in keinem ästhetisch befriedigenden Zustand mehr; aber es bestehen kaum Chancen auf eine tiefergehende Sanierung – von der Rekonstruktion des Zustands aus der Vorkriegszeit ganz zu schweigen. Vielleicht ließe sich aber zumindest erreichen, dass wieder eine Turmspitze aufgesetzt wird? Das Elbinger Stadtpanorama ist seit dem Krieg verkümmert. Da würde solch ein zusätzlicher Akzent die Silhouette der Altstadt spürbar bereichern.

st Bartosz Skop

## Die Sehnsucht nach der Dobrinka blieb

Zum 25. Todestag von A. E. Johann

Der Schriftsteller und Weltreisende A. E. Johann, der aus einer Preußisch Friedländer Familie stammte und am 3. September 1901 als Alfred Ernst Johann Wollschläger in Bromberg geboren wurde, hatte sich schon als kleiner Bursche dazu entschlossen, sich die Welt bis in die entlegensten Winkel anzusehen. Dies hat er dann auch getan. Nach Notabitur, Dienst als Kriegsfreiwilliger, Studium, Banklehre und Angestellter in diversen Vorständen großer Firmen reiste er im April 1927 von Liverpool nach Quebec. In Kanada angekommen, hatte er noch 20 Dollar in der Tasche und verdiente sich dann seinen Lebensunterhalt als Farmarbeiter, Tomatenpflücker, Holzfäller und Sägemühlenarbeiter. Über seine Erlebnisse schrieb er Reiseberichte und schickte sie an die *Vossische Zeitung* in Berlin, die seine Texte auch gerne veröffentlichte.

Nach seiner Rückkehr 1928 wurde aus den Reiseberichten sein erstes Buch, das den Titel trug *Mit 20 Dollar in den wilden Westen* und gleich ein großer Erfolg wurde. Es erreichte bereits im ersten Jahr eine Auflage von 125.000 Exemplaren.

Kaum zu Hause angekommen, schickte ihn der Verlag nach Moskau. Er sollte auskundschaften, wie russische Bauern und Arbeiter leb-



Der aus der Dobrinka gespeiste „Stadtsee“ von Preußisch Friedland

ten, und sich, wenn möglich, sogar selbst, unerkannt, bemühen, als Arbeiter unter Arbeitern sein Glück zu versuchen. Über Sibirien, Japan, China und viele andere Länder kehrte er späterhin nach Deutschland zurück und stellte fest, dass er 40.000 Kilometer gereist war. Deshalb gab er dem Bericht über diese Reise den Titel *40.000 Kilometer! Eine Jagd auf Menschen und Dinge rund um Asien*. In den Jahren 1931/32 besuchte A. E. Johann neuerlich Kanada sowie die USA. 1934 folgte eine 18-monatige *Große Fahrt in die Welt*. So nannte er auch die vierbändige Buchfolge, in der er darüber berichtete und die nach seiner Rückkehr – jeweils mit eigenen Band-Titeln – in den Jahren 1936 und 1937 erschienen. Eine erste große Afrika-Reise unternahm er sodann in den Jahren 1938/39.



Im Herbst erscheint die folgende A. E. Johann-Biografie

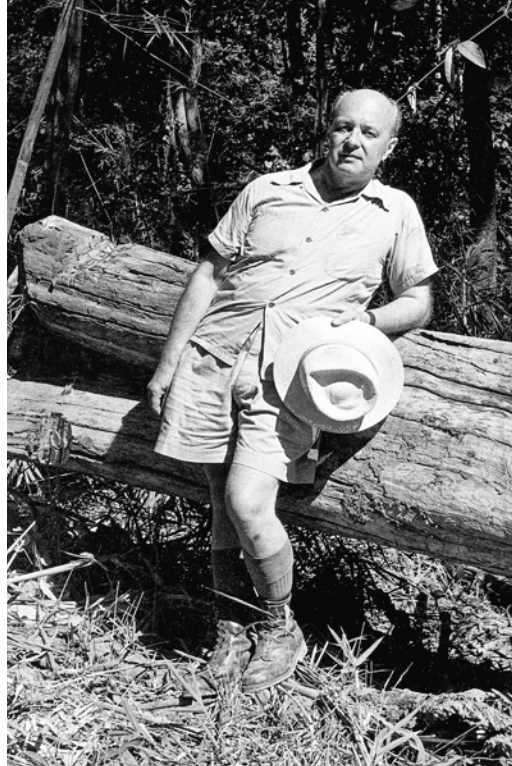
Rudi Zülch

**Ein Leben auf Reisen.  
Der Schriftsteller  
A. E. Johann**

Gifhorn / Oerrel: Calluna

336 S., € 24,90

ISBN 978-3-944946-17-7



*Blick auf Preußisch Friedland mit der evangelischen Kirche (Die Aufnahme aus dem Nachlass trägt die Datierung „1944“.)*



*Am Schreibtisch (undatierte Aufnahme aus dem Nachlass)*

*A. E. Johann 1963 in Burma (Foto aus dem Nachlass)*

Seine Heimat in Westpreußen hat der Globetrotter aber nie vergessen. Noch 1988 schreibt er in dem Erinnerungsbuch *Sehnsucht nach der Dobrinka*:

*Ich verbrachte, nach 1933, ebenso wie in den Jahren zuvor, meine Urlaube und die Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage ganz selbstverständlich in der Heimat, in Preußisch Friedland. Auch führten mich meine sehr häufigen Geschäftsreisen von Berlin aus nach Osten, und wenn irgend möglich, machte ich dann einen Umweg über Friedland und gönnte mir einen oder zwei Rasttage.*

*Es war mir, als könnte ich Friedland nicht entbehren. Es kam mir wie eine Oase im Zeitgeschehen vor.*

1938 machte A. E. Johann auf der Rückreise von Königsberg nach Berlin einen Kurzurlaub in Friedland. Während der „Reichskristallnacht“ erlebt er, wie dort die Synagoge in Brand gesteckt wird, SA-Leute in das Haus seines Vetters Erwin eindringen und es durchsuchen. Sie fahnden nach Erwins jüdischem Freund Albert Lenard, finden ihn aber nicht, denn Erwin hatte ihn sicher versteckt. Früh am nächsten Morgen fährt Vetter Erwin mit dem leeren Pferdegespann auf dem Landweg vom Hof. A. E. Johann bringt Albert im Morgengrauen mit einem kleinen Boot an das gegenüberliegende Seeufer, wo er auf den Pferdewagen steigen kann. Der Freund Erwin bringt ihn zum Bahnhof nach Buchholz. Von dort kommt Albert ohne Zwischenfälle mit dem Zug nach Berlin. Seine weitere Flucht führt ihn über Holland nach Amerika.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war A. E. Johann weiter in der Welt unterwegs. Im Jahre 1951 ging er zuerst für ein Jahr nach Irland. Danach folgten seine zweite Fahrt nach Afrika und 1958/59 eine Reise rund um den Globus – und immer wieder suchte er Kanada auf, sein Lieblingsland. Dorthin, dem Ziel schon seiner ersten Reise nach Übersee, brach er 1986 auch zu seiner letzten großen Fahrt auf. Mit immerhin 85 Jahren war er allein auf Kanadas Nordroute unterwegs und absolvierte eine Strecke von 9.000 Kilometern. Rückblickend schreibt er darüber:

*Neufundland! Dort am Kap Spear hatte die Reise begonnen. Jetzt schrieb man längst Oktober. So hatte sich also die Reise gerundet.*

*Mein treuer Gefährte, der standhafte Jeep-Wagoneer, war mir, wie verabredet, auf dem Flughafen abgenommen worden; der Abschied war mir gar nicht leicht gefallen. Und noch weniger leicht fiel mir der Abschied vom großen, herrlichen weiten, freien Canada, das sich, wenn ich mein Alter bedenke, wohl nicht mehr wiedersehen werde – und mein Haus am Huronensee auch nicht!*

Nach einem Leben auf Reisen ist festzustellen, dass sich sein Jugendtraum, die entlegensten Winkel der Erde anzusehen, erfüllt hatte. A. E. Johann sagte einmal über sich: „Ich sammelte Länder, Ströme, Gebirge, schwarze, gelbe, braune und weiße Menschen, ferne Küsten, Inseln, Broterwerbe und die verschiedenartigsten Geldsorten in meinem Nikolaus-Sack wie andere Leute Briefmarken und Autogramme oder japanische Holzschnitte“. Aufgrund dieser „Jagd nach Menschen und Dingen“, der unermüdlichen Erkundung der Welt, der Sammlung von Eindrücken und Erfahrungen und nicht zuletzt der Fähigkeit, darüber spannend zu berichten und die Leser an seinen Erlebnissen teilhaben zu lassen, hat er insgesamt etwa 90 Bücher verfasst, von denen 80 veröffentlicht wurden und eine höchst respektable Gesamtauflage von bislang 20 Mio. Exemplaren erreichten – und hat damit ein äußerst auskömmliches Einkommen erzielt.

„Komm, mein Jung, wir geh'n mal ein bißchen ‚vorlängs‘ hinunter, und ich erzähl dir was!“ Diese Worte seines Großvaters, die ihn zu einem Spaziergang aufforderten, sind A. E. Johann bis an sein Lebensende haften geblieben. So auch die Erinnerung an das Land im Osten und die kleine Stadt Preußisch Friedland an der Dobrinka, im Süden der Landschaft, die den alten Namen Pommerellen trägt.

A. E. Johann hat seine Heimat nach dem Krieg nicht wiedergesehen. Bei einem persönlichen Treffen am 8. Oktober 1994, auf den Tag genau zwei Jahre vor seinem Tod, habe ich ihn gefragt, ob er noch einmal in seiner Heimat gewesen sei. Seine Antwort war: „Nein, mein Vetter Erwin war mal dort. Er fand die Grundstücke und Gebäude sehr verfallen vor, und das anzuschauen, wollte ich mir nicht mehr antun.“ – Was blieb, war seine Sehnsucht nach der Dobrinka!

st Rudi Zülch



## IN DEN BLICK GENOMMEN

„DOCH DAS LEBEN SCHULDETE  
EINEM NICHTS, SCHON GAR NICHT  
DIE ERFÜLLUNG DER WÜNSCHE.“

Iris Wolff

### *Die Unschärfe der Welt*

Stuttgart: Klett-Cotta, 2020

„Samuel ging mit Worten um, als würden sie sich durch übermäßiges Aussprechen abnützen.“ Solch sorgsamem Umgang, wie die Autorin Iris Wolff einem der Protagonisten ihres Romans *Die Unschärfe der Welt* zuschreibt, pflegt auch sie selber – sensibel, federleicht, zugleich anschaulich und präzise zeichnet sie mit wenigen Strichen die Lebenswege von vier Generationen Banater Schwaben in Siebenbürgen. Dabei verschränken sich Zeitgeschichte, Liebesgeschichte und Familienerzählung zu einer Liebeserklärung an das Leben mit allen seinen Facetten. Als sorgfältige Beobachterin und Geschichtensammlerin komponiert Iris Wolff eine Mischung aus Alltäglichem und Außergewöhnlichem, Banales steht neben Skurrilem oder Geheimnisvollem. Philosophische Weisheiten und Nischen individuellen Glücks finden sich eingestreut, während die harte, zuweilen brutale Realität sozialistischer Herrschaft alle Bereiche des Lebens bestimmt. Dem Leser erschließen sich erst nach und nach die vielschichtigen Verbindungen und Verknüpfungen.

Den Ausgangspunkt des Geschehens markiert eine in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Erfindungsgeist zu Wohlstand gekommene Unternehmerfamilie, welche seinerzeit die erfolgreichste Wollwäscherei Siebenbürgens betrieb. Urgroßmutter Karline (eine Tochter des Firmengründers, sie hätte ein Junge namens Karl werden sollen) war noch überzeugte Monarchistin, der ebenso eigenwillige wie argwöhnische Urgroßvater Johann verlangte unbedingten Gehorsam, duldete keine Widerworte und scheute sich nicht, Gewalt einzusetzen. In einer Gesellschaft patriarchalisch geprägter Strukturen hatten Frauen und Töchter zu gehorchen und still zu sein – eine „Tradition“, die sich über Generationen erhielt. Das schwierige Verhältnis der Geschlechter

zueinander, Glaube und Aberglaube, die Liebe zur Heimat, aber auch Verlust und Abschied und nicht zuletzt der Einfluss des Staates prägen die Lebensrealität der weiteren Familienmitglieder, ihrer Freunde und Nachbarn.

Die Erwartungen, die Karline in ihre Kinder setzt, erfüllen sich nicht, Sohn Hannes geht als Pfarrer in ein abgelegenes Dorf und heiratet eine Frau, zu der Karline keinen Zugang findet. Diese Florentine scheint sich für etwas Besseres zu halten, so wie sie mit routinierter Selbstverständlichkeit auftritt und den Anschein erweckt, als sei sie sich auf unbeirrbarer Weise selbst genug, und bestimmt ist es – nach Karlines Überzeugung – Schuld der Schwiegertochter, dass das Enkelkind Samuel nicht spricht, schließlich ist die Mutter eine Träumerin, die Wörtern gegenüber „ein nie ganz aufzulösendes Unbehagen“ empfindet. Das Kind fühlt sich am wohlsten in der Natur, besonders Schafe faszinieren es (eine subtile Assoziation zu den Altvorderen, denen moderne Verfahren zum Reinigen der Wolle dieser Tiere ein komfortables Leben ermöglichten), und über Jahre kommuniziert der Kleine mit seinem Lachen und mit seinen Augen, mit seinem Körper. Auch als Erwachsener bleibt Samuel ein Außenseiter, der sich nur schwer in übliche Verhaltensmuster einfügen kann. Aber er findet einen Freund für's Leben – Oswald, den Samuel „Oz“ nennt, nach dem Zauberer, der die Fähigkeit besitzt, immer in einer anderen Gestalt zu erscheinen, und zu der Nachbarstochter Stana entwickelt sich eine zarte, zugleich belastbare Beziehung.

Im Rumänien Ceaușescus steht der Kirchenmann Hannes unter besonderer Beobachtung der Securitate mit ihrem System aus Bespitzelung, Verunsicherung und Kontrolle: „Dieses System lebte davon, dass jeder schuldig war.“ So lernen bereits die Kinder, vorsichtig zu sein mit ihren Äußerungen, und die Erwachsenen entwickeln Gedanken an das Verlassen des Landes. Doch Vorbereitungen werden beobachtet, vermeintliche Verräter überwacht, vorgeladen und bedroht. Dabei nutzt der Staat das finanzielle Potenzial derjenigen, die ihn verlassen wollen, gern, denn die Abwanderung der Deutschen bedeutet nicht nur sichere Einnahmen aus der Bundesrepublik, sondern liefert zudem seinen Angestellten Gelegenheiten, nebenbei die Hand aufzuhalten.

Mit glänzend formulierter Ironie schildert Iris Wolff die gesellschaftlichen Verhältnisse der Ceaușescu-Jahre und charakterisiert den verhassten Diktator:

*Der Auserwählte lebte bescheiden. Zeigte sich seine Genügsamkeit nicht allein dadurch, dass er sein Leben lang, schon als Schusterlehrling, darauf verzichtet hatte, Geld zu verdienen? Immer jammerten die Leute, es gebe nichts zu kaufen. Er selbst hatte nie in seinem Leben in einem Laden gekauft. Die Partei sorgte schließlich für ihn. Ein wenig dazuverdienen konnten er und seine Parteigenossen wunderbar mit dem Ausverkauf der Deutschen. [...] Dabei widersprach dies seiner Überzeugung: Rumänien war kein Auswanderungsland, wer hier geboren war, hatte hierzubleiben. Gegen das Fernweh ließ er im Bukarester Nationalmuseum eine Weltkarte aufhängen, wo bunte Markierungen seine Reisen zeigten.*

Erst mit dem Zerschneiden des Eisernen Vorhangs können langsam Veränderungen wachsen. Nicht alle wollen gehen, doch Karline und Johann gehören zu denen, die nach Deutschland gehen, nachdem sie Enteignung, den erzwungenen Auszug aus der Fabrikantenvilla und Jahrzehnte demütigender Arbeit in einer Knopffabrik hinter sich gebracht haben. Fremd sind sie zunächst, fallen auf nicht nur wegen ihrer „Steifheit“ und ihrer eigenwilligen Sprache mit den altmodischen Vokabeln. „Sie sagten Banat. Und sie hätten Atlantis sagen können, Wunderland, Mitteleuropa. Sie sagten Rumänien. Und wurden für Rumänen gehalten, als gäbe es eine Übereinstimmung zwischen einem Land und den Nationalitäten, die darin lebten.“ Während der schon hochbetagte Johann sich der schillernden Konsumwelt des Westens verweigert und in Gedanken noch immer über den Corso in Hermannstadt zu spazieren scheint, versucht Karline mit ihrem ausgeprägten Sinn für Stil und angeborener Gelassenheit Familientraditionen wie das sonntägliche Mittagessen weiterzuführen. Später im Altenheim ist es ihr nicht möglich, im Speisesaal darauf zu warten, ein Plastiktablett vorgesetzt zu bekommen und in Gegenwart von Fremden zu essen, und bis zu ihrem Tod ist sie überzeugt, den Charakter eines Menschen an seinen Tischmanieren erkennen zu können. Für die Enkelin Liv kommt dies einem vernichtenden Urteil gleich, doch ist es gerade dieses Mädchen, welches ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass mit der alten Dame wertvolle Erinnerungen sterben, und das sich vornimmt, das fortgesetzte Verschwinden all dessen, was die Vergangenheit mit ihren Besonderheiten und Widersprüchlichkeiten ausmacht, nicht zuzulassen. Auch wenn tradierte Rituale nicht mehr lange Bestand haben und neue Maßstäbe ihren Platz einnehmen werden, – bei aller „Unschärfe der Welt“ gibt es doch Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht vergehen, ist Livs Überzeugung. Und es sind die Wörter, die sicherstellen, dass Verbindungen über die Generationen hinweg erhalten bleiben, Sehnsüchte formuliert und Enttäuschungen überwunden werden können.

Iris Wolff ist mit *Die Unschärfe der Welt* ein feines Werk gelungen, das die großen Fragen des Lebens mit individuellem Erfahrung verbindet, eingebettet in zeitgeschichtliche Entwicklungen, akzentuiert durch sensible, aussagekräftige Sprache. Der mit dem Evangelischen Buchpreis prämierte Roman verdient es, dass man sich Zeit für ihn nimmt, um die gesamte erzählerische Fülle und Vielfalt zu genießen.

st *Annegret Schröder*



Iris Wolff

**Die Unschärfe der Welt**

Roman. Stuttgart: Klett-Cotta, 2020; 216 S., geb., € 20,-

ISBN 978-3-608-98326-5

Andreas Izquierdo

## Schatten der Welt

Köln: DuMont, 2020

Es ist das Jahr 1910. Die Bewohner der Stadt Thorn im tiefsten Osten des Deutschen Reichs sind ergriffen von der Faszination und den Schrecken, die durch die Ankündigung des Halleyschen Kometen global geschürt werden; und wie mancherorts eskaliert auch hier die Panik vor vermeintlich drohenden Gasvergiftungen, gar dem verheißenen Weltuntergang am 19. Mai. Von diesem Szenario aus spannt der Roman einen zeitlichen Bogen über den ersten Weltkrieg bis zu jenem „kalten, aber sehr schönen Dezembermorgen“ des Jahres 1918, an dem der Ich-Erzähler Carl, ein junger Kriegsreporter, heimkehrt in sein „fast menschenleeres Thorn. Die Festung war unversehrt, doch ohne Menschen, ohne Soldaten wirkte sie wie verflucht“.

Als versierter Verfasser historischer Romane entwirft Andreas Izquierdo ein Personentableau kontrastierender – bisweilen klischeehafteter – Charaktere, dominiert von seinen drei jugendlichen Helden. Fest an der Seite des feinsinnigen und zurückhaltenden 13-jährigen Juden Carl, der in inniger Verbindung mit seinem früh verwitweten Vater eine winzige Schneiderwerkstatt in einem Hinterhof nahe dem Viktoriapark bewohnt, agiert sein Schulfreund Artur, ein hemdsärmelig vorlauter Bursche, Schrecken der Lehrer und Liebling aller Mädchen. Auf seinen dreisten Plan hin bestreiten die beiden Jungen den spektakulären Einstieg in das Romangeschehen. Während der traditionellen Feierlichkeiten zum Geburtstag des Kaisers am 29. Januar gelingt es ihnen, im dichten Schneegestöber drei Haubitzen so zu verstellen, dass die Kanonen nicht zu Ehren des Monarchen donnern, sondern stattdessen eine heftige Explosion – und späterhin größere politische Verwicklungen – auslösen: „Wochenlang beherrschte ein einziges Thema die Debatten und Artikel unserer Stadt: der Thorner Baracken-Bumms. Eine Wortschöpfung der *Gazeta Toruńska*, der Zeitung der polnischen Einwohner Thorns.“

Seiner Lust am Fabulieren folgend, führt der Autor nach kuriosen Begebenheiten und auf verschlungenen Pfaden – die immer wieder in breiten Passagen dieses Romans entfaltet werden – alsbald die gleichaltrige Isi, eine ebenso selbstbewusste wie furchtlose und blitzgescheite Tochter aus sittenstrenghem Elternhause, mit Carl und Artur zusammen. Damit beginnt eine unverbrüchliche vertrauensvolle Freundschaft, die sich, wenngleich sie den bedächtigen Ich-Erzähler mächtig herausfordert, bei verwegenen Aktionen und mancherlei Possenspielen stets bewährt. Zum Meisterstück gereicht dem Trio in Zeiten der Halley-Hysterie der lukrative Verkauf von „Kometenpillen“ zum Schutz vor dem Erstickungstod; ebenso unverhohlen preisen sie auf „Empfehlung der berühmten Charité“ die von Isi mit verzauberndem Augenaufschlag den Militärs abgeluchsten Gasmasken an und machen damit ein großes Geschäft. Beflügelt von diesen Erfolgen suchen sie nach weiteren Geschäftsmodellen, und letztlich erschleicht sich Artur gemeinsam mit seinen jugendlichen Partnern das Recht, als erster LKW-Fahrer in die Geschichte der Stadt einzugehen:

*Das Haus in der Hohen Straße 6, oberhalb des Neustädtischen Markts und in unmittelbarer Nähe zu den großen Kasernen und Proviant-ämtern der Thorner Innenstadt, war jetzt der Stammsitz einer neuen Firma: ARCASI Transporte.*

Unangreifbar scheinen die drei Freunde in ihrem Übermut. Respektlos treiben sie ihren Schabernack mit den Honoratioren der Stadt und scheuen nicht einmal davor zurück, sich den verhassten Gendarmerie-Kommandanten, nachdem sie ihn in flagranti mit der Bürgermeistergattin erwischt haben, gefügig zu machen. Zu scheitern jedoch drohen sie allein an der Allmacht und Arroganz der Familie des wohlhabenden, über allen Gesetzen stehenden Gutsherrn Wilhelm Boysen, mit dessen Sohn Falk sich die Wege bis weit in die Kriegsjahre hinein überraschend oft und auf verhängnisvolle Weise kreuzen werden. An seiner Person das Thema „Homosexualität“ zu bedienen, mag auf den Leser ebenso aufgesetzt wirken wie andere, heute zeitgemäße Topoi – „Demenz“ bei Carls Vater oder „Krebs“ bei Isis Mutter.

Mit Ausbruch des Krieges enden nicht nur abrupt die gemeinsamen Geschäfte der Freunde; auch eine sich zart anbahnende Liebesbeziehung zwischen Isi und Artur scheint zu erlöschen. Die jungen Männer werden eingezogen. Auf dem Militärgelände in der Bromberger Vorstadt werden sie gedrillt. Der allwissende Ich-Erzähler resümiert nicht ohne Pathos: „Befehl war der Hammer und Gehorsam der Meißel, mit denen Menschen behauen wurden, um aus ihnen das Produkt eines übergeordneten Willens zu formen.“

Dank seiner Ausbildung zum Fotografen gelangt Carl zunächst in das österreichische Schloss Radaun, in dem das K.-u.-k.-Kriegspressequartier stationiert ist. Er begreift, von nun an seine Kunst einer indoktrinierenden Bildersprache unterwerfen zu müssen. Als er zu Dreharbeiten für einen Propaganda-Film nach Brest-Litowsk reist, gerät er durch eine leidenschaftliche Liebesaffäre zwischen die Fronten von Deutschen und Partisanen und wird nur durch glückliche Umstände vor dem Tode bewahrt.

Artur hingegen hat mit seinen Kameraden bei Alexandrow die Grenze nach Russland überquert und muss dramatisch geschilderte Kämpfe auf dem Schlachtfeld bestehen, bis er nach verwegenen Abenteuern als Deserteur nach Riga gelangt. Dorthin, an den Sehnsuchtsort seines Vaters, wo dieser gearbeitet und sein großes Glück gefunden hatte, führt das Kriegsgeschehen nun auch Carl, und er gewahrt in den heiß umkämpften Straßen der Stadt nicht nur wehmütig das Panoramaschaufenster der ehemaligen Schneiderei, sondern entdeckt darüber hinaus beim anschließenden Pressetermin im Lazarett den schwerstverletzten Freund Artur: Er hatte versucht, sich brutal an seinem verhassten Peiniger, dem zwielichtigen Mayor Boysen, zu rächen, der auch seinerseits als Befehlshaber nach Riga versetzt worden war. Nach diesem wundersamen finalen Coup bleibt das Schicksal der beiden Widersacher im Ungewissen, ebenso wie jenes der Freundin Isi in Thorn. Deren Wut und Verzweiflung über die demütigende Arbeit als Erntehelferin auf dem Gut Boysen in Kriegszeiten, über Ausbeutung



Andreas Izquierdo

**Schatten der Welt**

(Wege der Zeit. Bd. 1)

Köln: DuMont, 2020  
544 S., broschiert, € 12,-

ISBN 978-3-8321-7025-7

**HEUTE KANN ICH SAGEN, DASS WIR GENAU VON DIESER SEKUNDE AN WUSSTEN, DASS WIR IMMER FREUNDE SEIN WÜRDEN UND WAS FÜR EIN GLÜCK ES WAR, DIE JEWEILS ANDEREN IN UNSEREN HERZEN ZU TRAGEN.**

und politische Intrigen sowie das unermessliche Leid während des qualvollen „Steckrübenwinters“ 1916/17 hatte sich Bahn gebrochen in bitterbösen Satiren, die sie wirkungsvoll vermittelt eines selbstentworfenen Puppentheaters vortrug – vielleicht eine An-

spielung des Autors auf Thorn als Stadt des Puppenspiels. Dass sie jedoch mit ihren Enthüllungen wohl letztlich den eigenen, aus tiefstem Herzen verachteten Vater in den Selbstmord getrieben hat, konnte man ihr nicht verzeihen. Isi verlässt Thorn fluchtartig. Ein geheimes Zeichen von ihr lässt Carl erahnen, dass sie nun in Berlin ist.

Jeder Kenner Westpreußens, der auch die Lektüre umfangreicher Unterhaltungsromane nicht scheut, mag sich selber einen Eindruck davon verschaffen, inwieweit die geschichtsbeflissenen Einschübe stimmig und die Stadtbeschreibungen etwa von dem „barockroten Backsteinbau des Rathauses mit den vier spitzen, zierlichen Ecktürmchen“, dem „schneeweißen Jugendstilbau“ des Theaters oder von der Reichsbank von Thorn mehr sind als eine eingelebte Staffage. Dies gilt auch für die wiederholten Hinweise auf die konfliktgeladenen Debatten von Deutschen und Polen, welcher der beiden Nationen der berühmte Astronom Kopernikus „gehört“, oder für vordergründige, plakatativ hervorgehobene Beteuerungen des Ich-Erzählers wie:

*Denn das war unsere Welt.*

*Das war Preußen.*

*Das war Thorn.*

Dieser Roman, der ausdrücklich in einer Stadt „in Westpreußen“ angesiedelt ist – und so auch vom Verlag beworben wurde –, hat anscheinend eine begeisterte Leserschaft ansprechen können. Sie vermag das Schicksal der Figuren nun auch gleich in dem soeben erschienenen Fortsetzungsband der mehrteiligen Roman-Reihe WEGE DER ZEIT weiterzuerfolgen – der jetzt aber in einem erst recht erfolgversprechenden Ambiente, im Berlin der Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, spielt.

st Ursula Enke

# Zwischen regionaler und nationaler Identität

**Magdalena Lemańczyk und Mariusz Baranowski untersuchen die deutsche Volksgruppe im westlichen Oberschlesien – und benennen Defizite der polnischen Minderheitenpolitik**

Noch bis Ende September erhebt die Republik Polen – wieder einmal – personenbezogene soziale wie ökonomische Daten ihrer Einwohner. Wie bereits im Falle der vorangegangenen Volkszählungen werden die Ergebnisse der Erhebung auch Einblick in die Lage der sprachlichen und ethnischen Minderheiten im Lande eröffnen. Die entsprechenden Daten sind gerade angesichts des nationalpolnischen Regierungskurses der vergangenen Jahre mit Spannung zu erwarten, wird sich an ihnen doch zeigen, welchen Einfluss die in Warschau Regierungspolitik dominierende Ideologie eines homogenen (katholisch-)polnischen Nationalstaats auf die Identitätsbindung der in Polen lebenden Volksgruppen hat. Dies gilt insbesondere für die – in der Geschichte immer wieder als ‚fünfte Kolonne‘ diffamierte – deutsche Minderheit.

Vor diesem tagespolitischen Hintergrund ist es zu begrüßen, dass unmittelbar in der Phase der Volkszählung die beiden Soziologen Magdalena Lemańczyk (Polnische Akademie der Wissenschaften, Warschau) und Mariusz Baranowski (Adam-Mickiewicz-Universität, Posen) eine Analyse zum Hauptsiedlungsgebiet der deutschen Volksgruppe, der Woiwodschaft Oppeln, vorgelegt haben. Diese – mit 85 Seiten Fließtext und 24 Seiten Statistiken – bündige Untersuchung nimmt unter dem Titel *Die deutsche Minderheit als (Mehr-)Wert* die deutsche Volksgruppe im westlichen Oberschlesien in drei Schritten in den Blick. Zunächst fragen die Autoren nach zentralen Merkmalen der deutschen Minderheit – wobei insbesondere das Verhältnis nationaler (deutscher) und regionaler (schlesischer) Selbstidentifizierung fokussiert wird. Sodann beleuchtet ein zweites Unterkapitel die Dimensionen, Nutzen und Möglichkeiten der Mitgliedschaft in den Strukturen der deutschen Volksgruppe. Zuletzt befasst sich die Analyse mit dem Selbstbild der Gruppenangehörigen, das pointiert „zwischen Tradition und Modernität“ angesiedelt erscheint. In Hinsicht auf die xenophoben Tendenzen

der aktuellen polnischen Regierungspolitik kommt dem an die soziologische Analyse anknüpfenden abschließenden Kapitel, das (auf leider nur knapp sechs Seiten) „Anzeichen der Diskriminierung der deutschen Minderheit“ herausarbeitet, besondere Bedeutung zu.

Trotz einer „Abnahme der diskriminierenden Verhaltensweisen“ und der „Stabilisierung der deutschen Minderheit in der Region“ seit Ende der 1990er Jahre empfinden und erführen „in den ersten zwanzig Jahren des 21. Jahrhunderts die Angehörigen der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Oppeln aufgrund ihrer deutschen Herkunft oder ihrer Zugehörigkeit zu einer Vereinigung der deutschen Minderheit immer noch eine schlechtere Behandlung“ – dies vor allem in Form verbaler Diskriminierung sowie im Bereich von Schule und Universität. Eine wesentliche Beeinträchtigung der deutschen Minderheit im Bildungssektor benennen die Autoren bereits zuvor an anderer Stelle: die faktische politisch-administrative Einschränkung des gesetzlich verbrieften Rechtes auf muttersprachliche Bildung. (Vergleichbares gilt für die Verwendung der deutschen Sprache als Hilfssprache in den lokalen Ämtern.) Klarsichtig benennen sie dessen Folgen: „eine Verringerung der Stundenzahl des Deutschunterrichts, die Abwanderung von qualifiziertem Personal, die Verschlechterung der Qualität des Unterrichts und infolgedessen die Verschlechterung der Sprachkenntnisse bei den nachfolgenden Generationen der Angehörigen der deutschen Minderheit sowie eine potentielle Verringerung der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt“.

Diese Feststellung ist umso brisanter, als die Autoren bereits zuvor feststellen, dass – im Vergleich zu früheren Untersuchungen – die fließende Beherrschung

des Deutschen in Schrift und Wort deutlich zurückgegangen ist. Demgegenüber erfreue sich der schlesische Ethnolekt einer zunehmenden Beliebtheit. Dieser Beobachtung entspricht die Tatsache einer zunehmenden Hybridisierung der ethnisch-kulturellen Selbstidentifikation: „Es wurde festgestellt, dass unter den Befragten die schlesische Identifikation dominiert, gefolgt von der deutschen nationalen Identifikation. Dies bedeutet, dass in der subjektiven Wahrnehmung ein höherer Prozentsatz der Befragten eine regionale Identifikation als eine nationale Identifikation angab.“

Eine solche ‚Regionalisierung‘ der Identitäten muss jedoch nicht als zwingender Nachteil für die Wahrung des deutschen Erbes gesehen werden. Vielmehr scheint sich Kontinuität in eben einem solchen kulturellen Kontext zu bewähren; denn zusammenfassend können die Autoren konstatieren, „dass die deutsche Minderheit als Gruppe und Organisation, aber auch die deutsche Sprache und Identität in vielen Bereichen einen gewissen Mehrwert für die Befragten darstellen“. Hiermit verbindet sich freilich die Einsicht, dass es – gerade angesichts der fortbestehenden tendenziellen Diskriminierung – nützlich, „dass nach wie vor Minderheitenfragen noch stärker ins öffentliche Bewusstsein gerückt werden sollten, eine bessere Aufklärungsarbeit über die deutsche Minderheit erforderlich ist und die gegenseitigen deutsch-polnischen Beziehungen weiter gestärkt werden müssen“.

Daher ist es auch – gerade angesichts der gegenwärtigen Großwetterlage in den deutsch-polnischen Beziehungen – erfreulich, dass es sich bei der vorliegenden Studie erkennbar um ein deutsch-polnisches Projekt handelt. So

Magdalena Lemańczyk / Mariusz Baranowski

**Die deutsche Minderheit als (Mehr-)Wert**  
Analysen aus der Woiwodschaft Oppeln



Magdalena Lemańczyk u. Mariusz Baranowski  
**Die deutsche Minderheit als (Mehr-)Wert.**  
**Analysen aus der Woiwodschaft Oppeln**

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen: 2021

€ 35,00 – ISBN: 978-3-8471-1310-2

Zugleich erschienen als kostenfreie Open-Access-Publikation (PDF):

[vr-elibrary.de/doi/pdf/10.14220/9783737013109](http://vr-elibrary.de/doi/pdf/10.14220/9783737013109)

wurde die Veröffentlichung finanziell durch die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, das Institut für Politische Studien der Polnischen Akademie der Wissenschaften,

die Adam-Mickiewicz-Universität in Posen sowie die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gefördert. Noch erfreulicher wäre es, wenn dieser regionalen Fallstudie weitere

Einzelstudien oder sogar eine Gesamtstudie zur Lage der deutschen Volksgruppe in der gesamten Republik Polen folgten.

† *Tilman Asmus Fischer*

## „Gewaltsamer Heimatverlust war und ist ein schweres Verbrechen“

### Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung

Der diesjährige nationale Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni stand erneut unter dem Zeichen der Corona-Pandemie. Ohne die gewohnten Zeitzeugen oder weitere Gäste kamen die Redner in den Bolle-Festsälen in Berlin zusammen, wohin der Bundesminister des Innern, für Bau und Heimat, Horst Seehofer, zur Gedenkstunde eingeladen hatte. Neben Seehofer sprachen die Präsidentin des Deutschen Roten Kreuzes, Gerda Hasselfeldt, der Leiter des Kommissariats der deutschen Bischöfe, Prälat Dr. Karl Jüsten, und traditionell der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Bernd Fabritius MdB. Das deutsch-polnische Jugendorchester sorgte für die musikalische Untermalung des live im Internet übertragenen Gedenkens.

Horst Seehofer betonte, der Gedenktag sei zwar „noch sehr jung“, aber „richtig“, und „das Geschehen schon deshalb erinnerungswürdig, weil das Ausmaß von Flucht und Vertreibung so groß war, dass es ein einschneidendes, trauriges Ereignis der deutschen Geschichte mit unumkehrbaren Langzeitfolgen darstellt“. Dabei werde nicht vergessen, dass das Schicksal der Vertriebenen im Kontext der von Deutschland begangenen Verbrechen stehe. „Ihr Leid wird dadurch aber nicht relativiert. Umgekehrt wird das Leid der Opfer des NS-Regimes durch diesen Gedenktag genauso wenig relativiert. Es gibt keine Aufrechnung des Leids“, so der Bundesinnenminister.

Die Vertriebenen seien Träger eines ausgeprägten Heimatbewusstseins und hätten „mit Pioniergeist, Eifer und beharrlicher Kraft die Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland“ mitgestaltet. Außerdem hätten sie sich, gemeinsam mit den deutschen Minderheiten in den Nachbarstaaten, entscheidend als „Brückenbauer für die europäische Einigung“ eingesetzt.

„Um es klar zu sagen: Der gewaltsame Heimatverlust war und ist ein unmenschliches, schweres Verbrechen. Wir haben aus der Geschichte gelernt. Der heutige Gedenktag verbindet die Vergangenheit mit der Gegenwart und macht unser Handeln fest für die Zukunft“, hielt Bundesinnenminister Seehofer abschließend fest.

„Die Wege der Heimatvertriebenen mit all ihren schmerzvollen Herausforderungen und Erfahrungen prägen die Bundesrepublik Deutschland nach wie vor“, erklärte Prälat Jüsten und leitete daraus eine besondere Verantwortung für die heute von Flucht und Vertreibung betroffenen Menschen ab. Die Geschichte lehre, das individuelle Schicksal im Blick zu behalten, um Grundprinzipien wie die Menschenwürde oder den Schutz der Familie zu erhalten.

Gerda Hasselfeldt verdeutlichte zu Beginn ihrer Rede, dass Flucht und Vertreibung „immer verbunden mit unermesslichem menschlichem Leid“ seien. Dieses Leid zu lindern und Flucht und Vertreibung zu verhindern, sei eine humanitäre Pflicht, der sich das DRK von Beginn an, aber insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg mit der

Gründung seines Suchdienstes gestellt habe. Hunderttausende Familienzusammenführungen seien gelungen. Die Protokollberichte der damaligen Zeit sprächen auch heute noch eine deutliche Sprache.

Vor dem Hintergrund dieses Leids sei es umso wichtiger, dass die Betroffenen ihr Selbstverständnis in der Charta der Heimatvertriebenen niedergelegt haben: „Mit diesem Verzicht auf Rache und Vergeltung haben die deutschen Heimatvertriebenen einen großartigen historischen Beitrag zur Aussöhnung und zur Einigung Europas geleistet. Auch dessen sollten wir uns an einem Tag wie diesem bewusst sein“, so Hasselfeldt.

Erfrorene Kinder und Erwachsene, Fliegerangriffe auf die Flüchtlingszüge über das Frische Haff, verendete Tiere: In seinem Schlusswort ließ BdV-Präsident Bernd Fabritius einen Zeitzeugen aus dem ostpreußischen Osterode zu Wort kommen, der als Kind mit seiner Familie vor der Roten Armee flüchtete. Die schrecklichen Bilder hätten sich ihm ein Leben lang eingeprägt.

Fabritius mahnte: „Wir müssen uns an vergangenes und gegenwärtiges Leid erinnern, und wir müssen unseren Anspruch auf Menschlichkeit formulieren und in Gegenwart und Zukunft durchsetzen.“ Es gelte, nie zu vergessen: „Jede Vertreibung, jede ethnische Säuberung – gleichgültig wo, wann und mit welcher Begründung – ist immer ein Verbrechen.“

† *Marc-P. Halatsch*

### LEKTÜRE-EMPFEHLUNG

#### Pandemie und Pandämonium – Erschütterungen der politischen Bühne in Polen während der Corona-Krise

SEIT BEGINN DER COVID-19-PANDEMIE befindet sich die polnische Innenpolitik in einer außerordentlichen Anspannung, die sich nicht allein auf die wirtschaftliche und gesundheitliche Lage in Polen unter Corona-Bedingungen zurückführen lässt. Eine Reihe von Entscheidungen hatte zur Folge, dass das Regierungslager und die Opposition ins Schwanken gerieten. Trotzdem lässt sich das allgemeine Kräfteverhältnis als Gleichgewicht beschreiben, denn jede Seite kann auf Sieg setzen, während keine von beiden bisher ein eindeutiges Übergewicht erlangt hat.

Eine eingehende Studie dieser labilen Verhältnisse, die von Prof. Dr. habil. Jarosław Flis verfasst wurde, ist in der 278. Ausgabe der Polen-Informationen erschienen und online frei verfügbar. Flis ist Soziologe am Institut für Journalistik, Medien und gesellschaftliche Kommunikation der Jagiellonen-Universität in Krakau. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. Wahlverhalten und gesellschaftliche Kommunikation. Er verfasst regelmäßig für die Medien in Polen Kommentare zur politischen Lage.

†

→ [Polen-Analysen: laender-analysen.de/polen-analysen](https://laender-analysen.de/polen-analysen)



Per Leo

## Tränen ohne Trauer. Nach der Erinnerungskultur

Stuttgart: Klett Cotta, 2021; 272 S., geb., € 20,00 – ISBN: 978-3-608-98219-0

Auf unsere Erinnerungskultur sind viele Deutsche stolz. Tatsächlich aber diente sie oft nur der eigenen Entlastung; und sie hat unser Geschichtsbewusstsein verengt. Per Leo weitet es wieder, indem er den Blick öffnet: in die USA und zur DDR, nach Israel und Polen, zurück in eine unaufgeräumte Vergangenheit, nach vorne in ein unvollkommenes Einwanderungsland. Dieses radikale Buch verbindet eine Pro-

vokation mit einem Angebot. Es irritiert unseren Läuterungsstolz, und zugleich verlockt es zu einem frischen Blick auf die eigene Geschichte. Im Umgang mit dem Nationalsozialismus haben die Deutschen manches geleistet, sie sind aber auch vielen Illusionen erlegen. Heute droht eine Vergangenheit, die umso häufiger beschworen wird, je weniger man von ihr weiß, den Blick auf die Gegenwart zu verstellen.



Marek Cichocki

## Nord und Süd. Texte zur polnischen Geschichtskultur

Aus dem Polnischen von Hans Gregor Njemz

Wiesbaden: Harrassowitz, 2020 (Polnische Profile. 10.); 297 S., br., € 24,90 – ISBN 978-3-447-11516

In sechs großen historischen Essays spürt der Geschichtsphilosoph Marek A. Cichocki Polens Selbstverständnis in Europa nach. Dabei stellt er die traditionelle Einordnung des Landes in ein Ost-West-Schema in Frage: Der Osten hat sich für Polen oft als eine zerstörerische Verheißung er-

wiesen, der Westen hingegen, und insbesondere Deutschland, wollte Polen nach seinen eigenen Vorstellungen ummodellieren. Hingegen ist es der Süden, der Polen in fruchtbarem Konflikt mit römischen und italienischen Vorbildern mannigfaltig geprägt und von einem Land der Barbaren zu einem Kernland der europäischen Kultur gemacht hat.



Jacco Pekelder, Joep Schenk, Cornelis van der Bas

## Der Kaiser und das „Dritte Reich“. Die Hohenzollern zwischen Restauration und Nationalsozialismus

Aus dem Niederländischen von Gerd Busse

Göttingen: Wallstein, 2021; 136 S., 61 Abb., geb., € 22,00 – ISBN 978-3-8353-3956-9

haben die Hohenzollern dem Nationalsozialismus „in erheblichem Maße Vor-schub“ geleistet? Über diese Frage wird aufgrund von aktuellen Entschädigungsansprüchen der Hohenzollern derzeit kontrovers diskutiert. Alle Mitglieder der vormals kaiserlichen Familie engagierten sich mit unterschiedlicher Intensität in der rechten Szene der Wei-

marer Republik und der beginnenden NS-Herrschaft. Ging es allein um die Rückkehr an die Macht, oder gab es auch ideologische Gemeinsamkeiten? Im Rahmen einer Ausstellung des Museums Huis Doorn, des niederländischen Exilorts des letzten deutschen Kaisers, haben drei Historiker diese komplexen Fragen und die Debatte im heutigen Deutschland sorgfältig erörtert.



Christhardt Henschel (Hg.)

## Ostpreußens Kriegsbeute. Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945

Osnabrück: Fibre, 2021 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 42.) 416 S., 22 Abb., geb., € 58,00 – ISBN 978-3-944870-75-5

Auf Kosten Polens annektierte das Deutsche Reich 1939 den nördlichen Teil Masowiens um die Kleinstadt Ciechanów und gliederte ihn als „Regierungsbezirk Zichenau“ in die Provinz Ostpreußen ein, die dadurch eine große territoriale Ausdehnung erfuhr.

Zichenau wurde nunmehr zum Experimentierfeld der Königsberger Gauleitung unter Erich Koch mit seinen kolonialen Ambitionen im östlichen Europa. Die 13 Beiträge dieses Sammelbandes beleuchten Einzelaspekte der deutschen Besatzung in Nordmasowien, zu denen bislang kaum Forschungen vorliegen.



Jürgen Wiebicke

## Sieben Heringe. Meine Mutter, das Schweigen der Kriegskinder und das Sprechen vor dem Sterben

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2021; 252 S., geb., € 20,00 – ISBN 978-3-46200-012-2

Der renommierte Radiojournalist und Moderator Jürgen Wiebicke geht der Frage nach, was wir wirklich über das Leben unserer Eltern, der Kriegskinder, wissen. Wann ist der richtige Zeitpunkt, zum Archäologen des eigenen Lebens zu werden und die Eltern zu befragen? Dabei folgt er den Berichten seiner Eltern, die, konfrontiert

mit dem Tod, von einer radikalen Offenheit getrieben sind und ihre Erlebnisse nicht mehr für sich behalten wollen. Der Autor erzählt exemplarisch von einer Generation, die den Krieg mit voller Wucht abbekam, und zieht die Parallelen zur heutigen Zeit. Und er schreibt über das Sterben und den Tod in der heutigen Gesellschaft, für die der Umgang mit dem Thema Endlichkeit immer problematischer wird.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende  
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtersfeld  
(sekretariat@der-westpreusse.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /  
*Redaktionsleiter;*

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /  
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /  
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /  
*Text- und Bildredaktion*

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)  
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Der Westpreuße  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61  
sekretariat@der-westpreusse.de  
www.der-westpreusse.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:**

leserpost@der-westpreusse.de

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:**

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen**

**Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni,  
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt  
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im  
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei  
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-  
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines  
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich  
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.  
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier  
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.  
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei  
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres  
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall  
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit  
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem  
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.  
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt  
die Anzeigenpreislise Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Marc-P. Halatsch** studierte Theaterwissenschaft / Kulturelle Kommunikation,  
Musikwissenschaft und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist  
Pressesprecher des Bundes der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und  
Landesverbände.

**Dr. Christoph Kienemann** – Historiker und freier Journalist. Studium der  
Geschichte und Sozialwissenschaften an der Carl-von-Ossietzky-Universität Olden-  
burg, der Nikolaus-Kopernikus-Universität Thorn und der Universität Warschau.  
2016 Promotion: *Der koloniale Blick gen Osten – Osteuropa im Diskurs des Deutschen  
Kaiserreiches von 1871.*

**Alexander Kleinschrodt M. A.** studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und  
Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem über-  
nimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 arbeitet er als  
Mitglied im Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft mit.

**Prof. Dr. Bettina Schlüter**, Musik- und Kulturwissenschaftlerin an der Universität  
Bonn. Wissenschaftliche Schwerpunkte im Bereich der Ästhetik und Wissenschafts-  
geschichte des 19. Jahrhunderts sowie in der digitalen Kultur. In den Jahren 2003 bis  
2010 Mitarbeit im Forschungsprojekt „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“  
am Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Bonn.

**Dr. Jürgen W. Schmidt** – Major a. D. (NVA, später Bundeswehr), nach der akti-  
ven Zeit Studium der Geschichte, Psychologie und Erziehungswissenschaften an  
der Fern-Universität Hagen; 2004 Promotion dortselbst mit einer Dissertation zur  
Geschichte des deutschen Geheimdienstes 1890 bis 1914. Publikationen zur deutschen,  
osteuropäischen und russischen Geschichte; Mitglied des Arbeitskreises Preußische  
Geschichte, der Clausewitz-Gesellschaft und des wissenschaftlichen Beirates der pol-  
nischen militärhistorischen Zeitschrift *Przegląd Historyczno-Wojskowy*.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik,  
zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer priva-  
ten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung  
Westpreußen.

**Bartosz Skop** studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-  
Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen  
Ost- und Westpreußen; zu seinen Forschungsinteressen gehören die Kirchen- und  
Orgelbaugeschichte dieser Region, insbesondere aus der Zeit des 19. und 20. Jahr-  
hunderts; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am  
Schloss-Museum in Marienburg.

**Andreas Urbanek** wuchs in Schlesien auf, lebt und arbeitet aber seit mehreren  
Jahrzehnten in Nürnberg. In seiner Freizeit beschäftigt er sich mit Bier und des-  
sen Geschichte und engagiert sich in verschiedenen Vereinigungen wie dem Inter-  
nationalen Brauereikultur-Verband oder (zudem als Vorstandsmitglied) der Gesell-  
schaft für Geschichte des Brauwesens (GGB). Seit 25 Jahren braut er auch selbst. – Seit  
2004 ist er mit mehreren Monographien zur regionalen Braugeschichte hervor-  
getreten und veröffentlicht regelmäßig historische Beiträge im Jahrbuch der GGB  
und in einer Reihe von Zeitschriften.

**Rudi Zülch** las auf Empfehlung einer Bibliothekarin der Schulbücherei mit 14 Jah-  
ren die *Schneesturm*-Trilogie von A. E. Johann, die ihn so faszinierte, dass er über  
Jahrzehnte hinweg immer wieder neue Bücher des Autors las. 1994 nahm er Kontakt  
mit dem Schriftsteller auf und besuchte ihn in der Lüneburger Heide. Nach dessen  
Tod sammelte er biografische Daten, führte Gespräche mit Zeitzeugen, erstellte eine  
Homepage, hält seit 2003 zudem Vorträge über A. E. Johann und ist Gründungsmit-  
glied und Vorsitzender der A. E. Johann-Gesellschaft.



FOTO: TILMAN ASMUS FISCHER

Die sanft gewellte Landschaft der Nordkaschubei entfaltet einen eigenen Reiz, der Vorstellungen von Abgeschiedenheit, Ruhe und Frieden hervorruft. So fällt es gewiss nicht leicht, sich auszumalen, dass genau an diesem Ort Schwertklingen aufeinanderprallen, Bolzen von Bogenschützen die Sonne verdunkeln und hundertfach gestorben wird? Dies ist aber tatsächlich geschehen – vor 559 Jahren, am 17. September 1462. Hier, beim Dorf Schwetzin (Świecino), das sich unmittelbar im Rücken des Fotografen befindet und, wenige Kilometer vor Krockow, nördlich von Neustadt liegt, fand an diesem Tage eine Schlacht statt, die in der Spätphase des Dreizehnjährigen Krieges eine erhebliche Bedeutung gewann.

Oberhalb des kleinen Sees hatten sich rechterhand Truppen des Preußischen Bundes und seiner Schutzmacht Polen gelagert und, dem Vorbild der Hussiten folgend, eine Wagenburg gebildet. Ihnen gegenüber hatte ein Heer des Deutschen Ordens Stellung bezogen und zu seinem Schutz Palisaden errichtet. Am Tag der Schlacht kämpften

beide Parteien mit großer Heftigkeit und wechselndem Erfolg, bis letztlich die Soldaten des Deutschen Ordens – insbesondere nach dem Tod ihres Befehlshabers Fritz von Ravenek – unterlagen, die Flucht antraten und dabei in großer Zahl niedergemetzelt wurden. Der siegreiche gegnerische Heerführer, Piotr Dunin, überlebte hingegen trotz schwerer Verletzungen und vermochte seinen Triumph späterhin auszukosten.

Es ist sicherlich ein wenig übertrieben, wenn polnische Aktivisten der Living History die Schlacht von Schwetzin als „zweites Grunwald“ bezeichnen; Grund genug aber bieten ihnen der authentische Ort und der gut nachvollziehbare Verlauf der Kampfhandlungen allemal, die damaligen Vorgänge jeweils am 17. September wiedererstehen zu lassen. Wäre unsere Aufnahme nur einige Tage später entstanden, hätte sie einen Eindruck von dieser Landschaft vermitteln können, wenn dort Schwertklingen aufeinanderprallen und Bolzen von Bogenschützen die Sonne verdunkeln.

st Erik Fischer